

Die Edelsteinsammlung

*Kriminal-
Roman von*

*Hans
Hyan*

*Edition
Zulu-Ebooks*



KRONEN-BÜCHER

EDITION ZULU-EBOOKS.COM

– <https://zulu-ebooks.com> –

Die Edelsteinsammlung

Kriminal-Roman von
Hans Hyan

Nach der Erstausgabe des
Kronen-Verlags (Rudolf Mosse), Berlin 1918



Hans Hyan

Die
Edelsteinsammlung

Kriminal-Roman von

Hans Hyan



RUDOLF MOSSE
(KRONEN-VERLAG)
BERLIN SW19

I.

Als Thekla de Ruyter vom lauten Pochen an der Tür erwachte, hatte sie das Empfinden, sie sei noch immer in dem großen Maschinenhause, das der Traum ihr vorgespiegelt, wo Riesenmaschinen unter Brausen und Sausen ihre Räder schwingen und wo Menschen, die man als Schatten sah, laut schreiend umherliefen.

Dann wurde dem jungen Mädchen, das mit dunklen, traumesschweren Augen in die gelbe Dämmerung ihres Schlafgemaches sah, allmählich die Situation deutlich: sie erkannte die Stimme der Zofe Lilli, die draußen auf dem Korridor vor ihrer Tür stand und laut rief:

„Gnädiges Fräulein! Gnädiges Fräulein, wachen Sie auf! bitte, wachen Sie doch auf!“

Wiewohl sie sich noch immer von einer bei ihr sonst ungewöhnlichen Schlaftrunkenheit gefesselt fühlte, kam Thekla die Stimme des Mädchens doch seltsam ängstlich vor, daß ihr selbst etwas wie Furcht und Schreck an die Seele sprang. Aber mutig und entschlossen von Natur, überwand sie das sofort, war mit einem Schwung aus ihrem Bett und hatte, indem sie an die verschlossene Tür lief, ihr Morgenkleid aus heller Steppseide übergeworfen.

Dann öffnete sie.

Draußen, im hellen Licht, das aus der geöffneten Salontür auf den Korridor fiel, stand Lilli, ein feines Persönchen, mit der Zofenrüsche auf dem blonden Scheitel, in blendend weißer, getollter Schürze, die sie ganz umfing, und sah ihre junge Herrin angstvoll an.

„Die gnädige Frau sind immer noch nicht aufgestanden,“ sagte sie und ihre Stimme klang fahl und farblos, „Ich habe auch schon ’n paarmal angeklopft, aber gnädige Frau machen nicht auf ...“

Thekla de Ruyter, deren schlanken Wuchs auch das lose Morgenkleid nicht verbarg, sah die Zofe aufmerksam an. Sie sah die Angst in diesem niedlichen Gesicht, das sonst hell und unbekümmert ins Leben lachte, und der Schreck kam wieder und machte, daß das große schöne Mädchen, dessen schwarze Haare, zu langen Zöpfen geflochten, über die Schultern hingen, äußerlich nur immer ruhiger wurde.

Ihr war’s wie damals, wo ihr seit Jahren gemütskranker Vater in der Nacht, dieser furchtbaren Nacht, die ewig in Theklas Gedächtnis lebte, sich in seinem Zimmer, nachdem er eben noch der Mutter und ihr gute Nacht gesagt hatte, an der Türklinke erhängte. Thekla war damals erst acht Jahre alt, aber die gräßliche Begebenheit stand der heute Achtzehnjährigen noch ebenso lebhaft vor Augen wie dem Kinde, dessen mutiger Wille die ganz zerbrochene Mutter über die erste, wildeste Verzweiflung hinweghob.

„Sie hätten mich schon früher wecken sollen, Lilli!“

Mit diesen ernst beherrschten Worten trat Thekla an der Zofe vorbei auf den Korridor hinaus, ging an der Tür von Frau de Ruyters Boudoir vorüber und klopfte an das weißlackierte Holz der Schlafzimmertür.

Thekla klopfte wieder und noch einmal, aber nichts rührte sich drinnen.

In diesem Augenblick sah das große, dunkeläugige Mädchen, dessen Hautton einer ganz hellen, matten, warmgetönten Bronze glich, seine nun auch längst verstorbene Mutter vor sich, mit irren Augen, die Hände ins Haar gekrallt, aus dem Zimmer des Vaters herausstürzen und hörte ihr gellendes Schreien: „Er ist tot!, er ist tot!, er hat sich tot gemacht!“

Theklas Herz klopfte so laut, daß sie seinen Schlag zu hören meinte, aber äußerlich bewahrte sie eine vollkommene Ruhe. Sie sah ja, wie Lillis Gesicht stets blasser, der Mund des Mädchens immer schlaffer und haltloser wurde. Sollte sie um die Wette mit der Zofe zittern?

„Ist mein Vetter schon aufgestanden?“

In das Gesicht der Hofe kam etwas Abwehrendes:

„Herr de Ruyter ... nein ... ach ja, der Diener sagte heute früh: Herr de Ruyter wäre gestern abend mit dem Zehn-Uhr-Zug nach Berlin gefahren ...“

Thekla hatte noch einmal stark an die Tür gepocht und den Namen ihrer Tante laut gerufen:

„Tante Amaranth! Tantchen! ... wach' doch auf!“

Dann sagte sie:

„Sie müssen sofort telephonisch einen Schlosser bestellen, meiner Tante muß irgend etwas zugestoßen sein ... ja, aber gehen Sie doch, Lilli, schnell! ... gehen Sie!“

Die Zofe, in deren blauen Kinderaugen – sie war ja kaum siebzehnjährig – das helle Wasser stand, eilte den Korridor entlang und Thekla hörte sie auf der Diele den Hörer vom Fernsprechapparat abheben und hineinsprechen.

Das junge Mädchen selbst war von einem quälenden Gedanken erfaßt, der mit ihrer Herzensnot um die geliebte Frau rang, die dortdrin hinter der weißen Tür vielleicht vom Schläge getroffen, am Gebrauch ihrer Glieder, ihrer Stimme verhindert, ach vielleicht ... nein, nein, das durfte, das konnte nicht sein! Das würde der liebe Gott nicht wollen! ... Nun sie allein war, entfloh auch Theklas äußere Gelassenheit ... Wenn die Tante von ihr ging, ihre liebste, beste Freundin, der einzige Mensch, den sie liebte, dann hatte sie ja niemand mehr! ... Zwei große, glänzende Tropfen flossen dem stolzen Mädchen von der dunklen Wimper über die Wangen ... Und mitten in dem großen Schmerz, den sie nahen fühlte, kam ihr wieder der Gedanke an den Vetter, bei dem sie auch im herbsten Weh weder Trost suchen noch finden würde.

Die Zofe kam wieder.

„Der Schlosser kommt sofort, gnädiges Fräulein ... aber der Martin“ – das war der Diener – „der hat einen Dietrich, vielleicht könnten wir den mal probieren?“

Thekla nickte hastig, halb abgewendet, weil sie ihr Weinen nicht sehen lassen wollte, und die Zofe rief den Diener, der schon am Ende des Ganges stand.

Der glattgescheitelte, noch junge Mensch, der erst kürzlich vom Militär entlassen war, stand einen Moment in strammer Haltung vor dem Fräulein, ehe er sich an das Türschloß machte.

Dann sah Thekla und sie wunderte sich, daß sie das so genau beobachtete, als er vor der Tür niederkniete, wie sich die weißblaue feingestreifte Drelljacke über seinem breiten Rücken bei der Arbeit straffte; und sie horchte gespannt, als hätte ihr das Aufschluß geben können über ein dunkles Schicksal, auf das Klirren und Klappern am Schloß, das sich nicht öffnen wollte.

„Der Schlüssel steckt von innen,“ sagte der Diener, sich mit von der Anstrengung geröteter Stirn im Knien umdrehend.

Indem klingelte das Telephon.

Thekla winkte der Zofe, sie solle hingehn.

Und die kleine Blonde flog davon, als könne sie nicht schnell genug fortkommen von dem, was sich hier grausend auf tun sollte.

Sie kam wieder und sagte völlig mutlos, „der Schlosser kann erst in einer halben Stunde kommen, gnädiges Fräulein ...“

Auch Thekla war's, als hole jemand von neuem zum Schlage gegen sie aus. Sie wollte eben dem Mädchen den Befehl geben, nach einem anderen Handwerker zu telefonieren, als der Diener meinte:

„Aber das Schlafzimmer der gnädigen Frau hat doch noch einen Eingang vom Boudoir aus, gnädiges Fräulein!“ – „Ja ...“

Thekla stand, wie beschämt ... Was nutzte alle Selbstbeherrschung, wenn einem doch beim ersten Schreck die einfachste Überlegung verloren ging! ... War denn bei den Männern die Seele wirklich so viel stärker und gefaßter oder war's nur, weil der Diener dem allen ferner stand, weil Schmerz und Angst ihn nicht ergriffen?

Sie stand schon vor der Tür zum Nebenzimmer, die auch verschlossen war.

Der Diener sah durchs Schlüsselloch, das war licht, der Schlüssel fehlte. Nun bekam er dies Schloß mit seinem Dietrich auch auf.

Die Knie bebten der schlanken Schwarzhaarigen, die noch immer in dem faltigen Morgenrock aus leichtgetönter Steppseide war, als sie jetzt die drei Schritt bis zur Portiere durchmaß, die das Boudoir vom Schlafzimmer trennte.

Die Portiere, die, sonst über der offenen Schiebetür gerafft, den Durchblick ließ von einem Raum in den andern, war herabgenommen und verschloß die Türöffnung gänzlich.

Aber Thekla däuchte es, als höre sie einen Laut aus Menschenmund, ein Seufzen, Ächzen dadrin ...

Da riß sie den schweren Damast voneinander und stürzte fast hinein in das Schlafzimmer.

Doch an der Tür prallte sie zurück, wie von einem Stoß vor die Brust getroffen. Und hörte hinter sich einen lauten, jammernden Schrei ...

Thekla sah sich nicht um. Sie reckte die Arme schwach nach beiden Seiten, mit zitternd offenen Händen, als wolle sie in die Luft greifen und dann sank sie langsam in die Knie auf den Teppich nieder.

„Tante“ sagte sie schluchzend, „Tante! ...“

Auf dem hellen Perserteppich, vor der prächtig geschnitzten Bettstelle und dem von Amoretten getragenen purpurnen Baldachin – die gelblichweiße Farbe des Persergewebes hatte jetzt überall fürchterliche, rote Flecken – saß eine Frau im Hemd mit einer zerrissenen, spitzenbesetzten Nachtjacke auf den Schultern und mit ungewöhnlich starken, fast ganz weißen Flechten, die nun von Blut durchtränkt, eine grausenerweckende Farbe hatten.

Die Frau mußte von einem Mordbuben in ihrem Bett überfallen sein, denn die Kissen waren über und über blutig! Dann war sie wohl herausgesprungen und niedergeschlagen worden. Später war sie wohl wieder, nachdem sie der Schändliche für tot liegen gelassen hatte, zum Bewußtsein erwacht, hatte sich aufgerichtet und saß nun, murmelnd und stöhnend, mit den schönen weißen Händen, deren Finger rot waren, über den Teppich durch das eigene Blut fahrend, aufrecht da ... Sie hatte, das fühlte ihre Nichte gleich, unter den Streichen des Mörders den Verstand verloren.

„Liebe ... Tante! ...“ sagte Thekla noch einmal und ihre Lippen konnten vor Zittern kaum die Worte formen.

Auf einmal vernahm sie das schreiende Wimmern der Zofe und einen Schreckensruf aus rauherem Munde. Die alte Köchin, die seit 30 Jahren dem Hause diente, ein echtes Mannweib, aber von einer goldenen Treue, war herzugekommen. Und da bekam Thekla auch ihre Besinnung wieder.

„Einen Arzt!“ sie sagte es fast flehend, „sofort einen Arzt holen, Martin!“

Der Diener lief schon, als draußen die Türglocke ging.

Thekla war es wie eine Erlösung, als der Diener so schnell zurück kam und den alten Geheimrat Wildner, der ein Chirurg von Ruf war, hereintreten ließ.

Der Geheimrat war Hausarzt bei Frau de Ruyter. Er war gerade im Begriff, ihr einen Besuch zu machen und fand seine alte Patientin nun zu Tode getroffen, in ihrem Blute schwimmend.

Sein gutmütiges Gesicht mit dem ergrauten Schnurrbart, der den ganzen Mund verdeckte, war sehr bestürzt. Aber er hatte zu viel im Leben schon gesehen, um trotz des furchtbaren Anblicks nicht doch seine Fassung zu verlieren.

„Aufheben! ... aufs Bett legen, die alte Dame!“ sagte er.

Das taten der Diener und die Köchin Minna; Thekla hielt die armen blutigen Hände der so schwer Getroffenen, die in der Luft umherfuhren, als gehörten sie gar nicht zu dem schauerlich mißhandelten Körper.

Dann eilte der Diener wieder fort. Der Geheimrat hatte ihm eine Weisung an seine Klinik gegeben, die hier in dem schönen Luftkurort viel Zuspruch fand. Er sollte den jungen Assistenten herüberbitten und die Instrumente, die zu einer schwierigen Operation nötig waren, mitbringen.

„Ich darf Ihnen nicht viel Hoffnung machen, mein liebes, gnädiges Fräulein,“ hatte der Professor zu der stillweinenden Thekla gesagt, „denn auch ohne die Sonde eingeführt zu haben, sehe ich an dem Benehmen der merkwürdigerweise wachen Patientin, daß es sich um eine komplizierte Fraktur des oberen Schädels handelt. Die Schädeldecke ist arg zertrümmert, soweit ich bisher erkennen kann, mit einem scharfen Instrument. Mit solchen Verletzungen ist das Eindringen von Knochensplintern in die Gehirnmasse notwendig verbunden – darin liegt die größte Gefahr ...“

„Aber sie lebt ... sie lebt doch!“ meinte Thekla verzweifelt.

„Wo ist denn Ihr Herr Vetter?“ fragte der Geheimrat statt der Antwort.

Thekla fiel das Sprechen schwer, doch sie zwang sich:

„Mein Vetter ... der ist ... er ist nicht hier. Ach!“ sie legte die Hände an ihr Gesicht und man sah, wie ihre Kinnbacken sich krampfhaft bewegten. „Nun hab’ ich keinen Menschen mehr auf der Welt!“

„Armes Kind!“ sagte der Professor einfach. Die Verletzte die sich heftiger bewegte, zog seine Aufmerksamkeit auf sich; sie fing wieder an, irre zu reden. Und seltsamerweise sprach sie französisch.

Thekla klärte das auf.

„Mein Onkel und meine Tante haben viele Jahre in Paris gelebt. Sie wissen ja, der Edelsteinsammlung wegen!“

„Die Edelsteinsammlung ... ja. Wo ist die eigentlich? Herr Gott, wir hätten ja schon längst die Polizei benachrichtigen müssen!“ Der Geheimrat klopfte sich an die Stirn „Da ist jede Minute wertvoll ... Das müssen Sie tun, liebes Fräulein! ... Das heißt, Sie werden sich wohl erst ein bißchen fertig machen müssen, meine Liebe!“ Und der alte Herr schielte mit einem leichten Lächeln nach dem Kleid des Fräuleins, das sich an der Brust ein wenig verschoben hatte und den Ansatz eines reizenden Busens frei werden ließ. Thekla zog gleichmütig die flauschige Seide zurecht.

„Kann ich denn die Tante allein lassen, Herr Geheimrat?“ fragte sie.

Der Professor beruhigte Thekla wegen der Verletzten und setzte hinzu:

„Mein Assistent wird gleich hier sein ...“

Da erst ging Thekla in ihr Schlafzimmer. Dort ließ sie das Telephon umstellen und klingelte die Polizeiverwaltung an, die hier aus dem Amtsvorsteher, einem Sekretär und dem Amtsdienstler bestand.

„Ich werde sofort bei Ihnen sein, gnädiges Fräulein,“ rief der Amtsvorsteher, ein invalider Oberleutnant. Man hörte seinem Tone an, wie sehr ihn dieses in seinem Bezirk begangene Verbrechen erregte. „Das ist ja schrecklich! ... Jedenfalls gestatten Sie mir, mein gnädiges Fräulein, Ihnen schon jetzt mein herzlichstes Mitgefühl auszusprechen!“

Thekla bedankte sich und, als sie dann ihr Kleid anzog, ein lichtblaues aus feiner Leinwand mit matter Silberbordüre, da fühlte sie plötzlich eine so große, wehevolle Mattigkeit in den Gliedern, eine so schreckliche Mutlosigkeit, daß sie sich auf den kleinen, armlosen Stuhl vor der Spiegeltoilette niederließ und in haltloses Schluchzen ausbrach.

Es klingelte draußen – sicherlich der Assistent des Geheimrats. Das gab Thekla ihre Fassung wieder.

Sie trat in das vom Blut der lieben Frau gerötete Gemach, als eben der Geheimrat hatte Wasser bringen lassen, heißes Wasser in einer großen Wanne, und selbst hinausging, um eigenhändig seine Instrumente auszukochen.

„Sie können inzwischen die Patientin vorsichtig bis zur Hüfte entkleiden, mit Hilfe des Fräuleins, lieber Höffner! ... Und Sie beide da,“ der Professor wendete sich an die in Tränen gebadete Zofe und an die alte Köchin, die ihren Schmerz zwar tapfer bekämpfte, aber auch in ihrer Kraft wie gelähmt war, „Sie gehen ruhig an ihre Arbeit!“

Die beiden schlichen hinaus, der Professor schloß hinter ihnen die Tür.

Und der junge Arzt, der sich mit einem kurzen, trockenen: „Dr. Höffner“ und einer abgehackten Verbeugung Thekla vorgestellt hatte, schritt vorauf an das Bett, das mit der schmalen Kopfseite zur Fensterwand stand und dadurch guten Raum gab, um sich zu beiden Seiten zu betätigen.

Es erwies sich aber unmöglich, der noch immer in wirrem Gemurmel vor sich Hinlallenden die Spitzenjacke und das Hemd auszuziehen, um so mehr, als Dr. Höffner jedes Anheben des Körpers der ziemlich korpulenten Frau vermeiden wollte. Da holte Thekla rasch eine Schere und schnitt der Tante die Wäsche vom Leibe.

„Von Ihnen kann man sich helfen lassen“, sagte der Arzt in rauher Anerkennung. Und Thekla, deren Stolz wenig auf Fremder Lob und Tadel gab, wurde rot und, weil sie es selbst merkte, noch verlegener.

Da kam der Professor zurück. Er nahm an der Tür der Köchin die dampfende Wanne mit den Instrumenten ab und gab sie dem herzueilenden Assistenten, die alte Minna wiederum aussperrend.

„Und nun, mein liebes Fräulein, möchte ich Sie bitten, uns ebenfalls zu verlassen ... Was wir jetzt zu tun haben, das ist nichts für Frauennerven!“

Thekla ging, schweren Herzens. Sie fühlte selbst, daß sie dem Anblick dessen, was geschehen mußte, nicht gewachsen war.

Im Boudoir der Tante stand sie lange still. Irgendwer hatte die Fenster geöffnet, draußen lachte die goldene Sonne, ein junger Maientag und Amselruf, wie die Verkündigung einer jubelnden Frühlingsfreude drang zu ihr hinein.

Seit jenem ersten, schweren Erleben im Elternhause, seit dem jähen Tode des Vaters, dem die

Mutter gebrochenen Herzens so bald folgte, hatte Theklas Leben einem ruhigen Strom geglichen, der in friedevoller Landschaft, zwischen sanften Gefilden und durch bunte Städte dahinfließt. Der Reichtum ihrer Verwandten hatte sie umhegt und von allem Trüben ferngehalten, hatte ihr die schönsten Gaben des Daseins, wie ein Sklave seiner Königin, vor die Füße gebreitet ... War sie glücklich gewesen? ...

Zufrieden wohl, aber auch glücklich? ...

Sie liebte die Frau, um deren Leben ihr Herz jetzt zitterte, wie ihre Mutter; vielleicht noch mehr, denn mit dem Andenken an die Heimgegangene verbanden sich immer die düsteren Bilder, die ihre Kindheit überschattet hatten ...

Ach, vielleicht waren es auch diese leidvollen Erinnerungen, die heute an diesem Schreckensmorgen ihre Seele so ganz daniederrangen ...

Thekla hörte das gedämpfte Sprechen der Ärzte nebenan, sie vernahm das Klirren der stählernen Instrumente, die über ein teures Leben entschieden, und noch unter der Schwelle des Bewußtseins wehrte sich ihr Geist gegen eine Vorstellung, die doch näher und immer näher in ihr Erkennen rücken wollte.

Da ging draußen die Glocke abermals und die Zofe mit ihren vom Weinen geröteten Augen meldete den Herrn Amtsvorsteher v. Dose (der sich weit lieber „Herr Oberleutnant“ nennen hörte) und der der Meldung auf dem Fuße folgte.

„Ich muß tausendmal um Entschuldigung bitten, mein gnädigstes Fräulein, meiner Formlosigkeit wegen.“ Die Verbeugung war trotz seines etwas steifen linken Beines einwandfrei. „Aber in solchen Sachen ist jede, auch die geringste Verzögerung oft verhängnisvoll! ... Darf ich vor allen Dingen einmal zur Inaugenscheinnahme des Tatbestandes schreiten? Wo ist die Verletzte, wenn ich fragen darf?“

Thekla legte ernst den Finger an die Lippen und sprach, ihre Stimme im Gegensatz zum Amtston des Polizeigewaltigen noch tiefer dämpfend, indem ihr schöner, rassischer Kopf sich nach seitwärts der Tür zuneigte:

„Meine Tante wird eben operiert ...“

In diesem Augenblick klang des Professors Stimme aus dem Nebenzimmer:

„Wollen Sie mir bitte nochmals heißes Wasser besorgen lassen, liebes Fräulein, und dann frische Wäsche ... Bett- und Leibwäsche ... aber bitte nicht Sie selbst, gnädiges Fräulein, nicht Sie ... das ältere Frauenzimmer soll es bringen!“

„Einen Augenblick“, sagte Thekla und ging, während der Amtsvorsteher rasch fragte: „Wohl Herr Geheimrat Wildner?“ mit einem „Ja, der Herr Geheimrat!“ hinaus.

Als sie wieder hereintrat, hatte sich Herr v. Dose, übrigens mit seinem flachsblonden durchgezogenen Scheitel, dem tadellosen Sitz des knappen Jacketts und den vom Steg straffgezogenen Beinkleidern noch ganz der ehemalige Offizier, mit der Einrichtung des Boudoirs eingehend beschäftigt. Er stand vor einem zurückgezogenen Brokatvorhang, der ein massives, in die Wandung eingebautes Geldspind sehen ließ.

„Der Geldschrank ist unversehrt“, sagte er und der ins Fenster fallende Sonnenschein funkelte in seinem Einglas. „Aber wo sind die Schlüssel? ... Übrigens hat der Schrank ein Zahlenschloß. Wissen Sie die Ziffer, meine Gnädige?“

„Ja, wir haben die Zahl letzthin gemeinsam umgestellt, Herr Amtsvorsteher, meine Tante und ich.“

„Geschah das aus einer besonderen Veranlassung?“

Thekla zögerte:

„Ja ... aber Tante wollte nicht, daß darüber gesprochen werden sollte ...“

Die Hacken zusammenehmend, mit einer abermaligen leichten Beugung des breitbrüstigen Oberkörpers, sagte der ehemalige Dragonerleutnant und seine Stimme hob sich und schnarrte wieder ein bißchen:

„Das dürfte für die jetzige Situation keine Gültigkeit haben, Gnädigste! ... Wie die Dinge hier liegen, entscheidet allein die Behörde, ob etwas gesagt werden muß oder nicht ... und in diesem Fall ... ich bedaure außerordentlich ... aber ich kann da keinerlei Rücksichten walten lassen ...“

Dem jungen Mädchen schien, als hätte sich all das einfacher und kürzer sagen lassen. Thekla erwiderte:

„Wenn Sie es verlangen, Herr Amtsvorsteher, natürlich! – Meine Tante glaubte – vor einem Monat etwa – es fehlten ihr zehntausend Mark aus dem Schranke.“

„Zehntausend Mark? ... Und das hat Ihre Frau Tante, die gnädige Frau meine ich, das hat sie nicht der Behörde angezeigt?“

Thekla lächelte ein wenig. Diese Ehrfurcht vor dem Gelde belustigte sie.

„Nein, Tante wollte niemand verdächtigen ... Sie hat sich, glaub' ich, schließlich, um ganz frei zu werden von dem Verdacht, der sie natürlich in ihrer unendlich noblen Gesinnung sehr quälen mußte, sie hat sich schließlich eingeredet, es wäre nur ein Irrtum ihrerseits. Die 10 000 Mark wären gar nicht mehr im Schrank gewesen.“

„Führte denn Ihre Frau Tante keine Bücher, wenn ich fragen darf?“

„Doch wohl ... aber die Eingänge und Ausgänge an Geld und Geldeswert sind in diesem Hause sehr bedeutend ... Allein die Edelsteinsammlung ...“

„Ah! ... Die Edelsteinsammlung ... was ist mit der?“

„Ja, die bekannte de Ruytersche Sammlung, die von meinem Onkel begonnen wurde, die er, wenn ich so sagen darf, zu einer Art von Berühmtheit in der ganzen Welt gemacht hat! Die hat Tante Amaranth weitergeführt, das heißt, sie hat weitergesammelt, wie ihr seliger Gatte.“

„Das muß doch aber ein Vermögen kosten!“

„Wenn so ungeheure Vermögen vorhanden sind? ... Jedenfalls war Tante ebenso passioniert für ihre Steine, wie mein seliger Onkel.“

„Und wo befindet sich diese Sammlung? ... etwa hier in diesem Schrank?“

Der frühere Oberleutnant hatte sich wieder dem dunkelglänzenden Stahlschrank zugewendet und sah starr, wie hypnotisiert auf den Safe, der solche Riesensummen in kleinen, blitzenden, glitzernden Steinchen bergen sollte.

Dann, als käme ihm das selbst zum Bewußtsein, meinte der Amtsvorsteher nervös, unvermittelt:

„Aber die Schlüssel, mein gnädiges Fräulein, wo sind die Geldschranke Schlüssel?“

„Die Schlüssel? Es sind zwei. Die bewahrte Tante für gewöhnlich in einer kleinen silbernen Kassette auf, die in ihrem Schlafzimmer auf dem Toilettentisch steht.“

„Und haben Sie schon nachgesehen, gnädiges Fräulein, ob sie darin sind?“

„Nein“, sagte Thekla und der Unmut klang deutlich aus ihrer Stimme. „Ich hatte wirklich bisher Wichtigeres zu tun, als an solche Dinge zu denken!“

„Ja, ja ... ganz recht ...“ Herr v. Dose zog den fahlblonden, an den Enden emporgestäubten Schnurrbart eifrig durch die Finger seiner linken, mit einem großen Wappenring geschmückten

Hand. „Ich meine nur, es ist doch von einer ungeheuren Wichtigkeit! ... Übrigens ... irgendeinen Verdacht ... das heißt ... natürlich ... ich meine eine Andeutung, eine Ahnung, wer der Täter sein könnte –, das haben Sie natürlich auch nicht, gnädiges Fräulein?“

Es war nur der Bruchteil eines Augenblicks, in dem Thekla zögerte, die Frage des Amtsvorstehers zu verneinen. Der aber war in seinem, wie er selber meinte, eminenten Spürtalent zu sehr befangen, als daß er auf anderes viel hätte achten sollen. Recht ungeduldig sagte er:

„Wir werden demnach das Ende der Operation abwarten müssen ...“

Der Amtsvorsteher trat ans Fenster. Thekla ordnete etwas in der Glasvitrine an den bunten Porzellanen – eine schier peinliche Stille.

Dann sagte Herr v. Dose unvermittelt:

„Gnädiges Fräulein, wo ist eigentlich Herr de Ruyter?“

„Mein Vetter? ... Der ist, wie ich eben vom Personal hörte, gestern abend um zehn Uhr nach Berlin gefahren.“

„Was er wohl öfter tut, nicht wahr?“

Thekla nickte.

„Nun ja, ein junger Mann in so guten Verhältnissen.“ Mit einem verstehenden Lächeln fügte der ehemalige Offizier hinzu: „Ihre Frau Tante hat den jungen Herrn gewiß immer reichlich mit Mitteln versehen ... Hier im Klub, wo ja, wenn wir auch von der Polizei davon nichts ahnen sollen, wo ja doch immer ein bißchen gejeut wird, da ging sogar mal die Nachricht, er sei recht erheblich angeschossen – pardon, gnädiges Fräulein! – Es hieß damals, Ihr Herr Vetter sei recht gehörig gerupft worden. Na, wir haben dann die beiden Habichte verjagt. Übrigens ich meine ... 'n paar alte gewerbsmäßige Spieler, die Herrn de Ruyter damals in der Mache hielten. Sie wohnten im Hotel „Waldfrieden“ und traten wie die Fürsten auf ... Die haben wir auf den Schub gebracht, und dann war wieder Frieden im Lande ... Bloß Ihr Herr Vetter ... ich meine ... der hat damals arg bluten müssen ... ja wie so junge Leute sind! ...“

Herr v. Dose sah fast träumerisch hinaus in den blauen Sonnenglast. Er dachte der eigenen jungen, flott verlebten Tage, deren Ende allerdings Grau in Grau gewesen war und ihn ein Elend hatte kennenlernen lassen, an das er heute, wo ein auskömmlicher Posten, eine gesund fundierte Ehe ihn behaglich leben ließen, nur mit Schaudern dachte.

Theklas Gedanken waren ganz mit dem Vetter beschäftigt. Die Erwähnung jener Spielverluste Wolf Starks brachten ihr häßliche Szenen ins Gedächtnis. Damals war das unerquickliche Verhältnis, in dem die Tante und daher auch sie selbst zu Wolf Stark standen, nahezu unerträglich geworden. Tante Amaranth, deren vornehme Güte nicht zu erschöpfen schien, war eines Tages von ihrem Neffen vor Forderungen gestellt worden, die selbst ihr bedenklich erscheinen mußten. Sie weigerte sich zum erstenmal die Summen anzuweisen, die Wolf Stark im Spiel vergeudet hatte, und die Folge war eine Auseinandersetzung zwischen ihm und der Tante, die – wenn sie wollte, von einer außerordentlichen Energie – ihren Verwandten bei einem Haar aus dem Hause gewiesen hätte ... Nur Theklas Bitten verhinderten das Äußerste, und des jungen Mädchens Herz war so wenig bei diesem Eintreten für Wolf Stark gewesen.

Als Thekla sechzehn Jahre alt war und Wolf zweiundzwanzig zählte, hatte Tante Amaranths damalige Zofe, ein altjüngferliches Mädchen, plötzlich unter unerquicklichen Auseinandersetzungen das Haus verlassen. Thekla war schon damals ein so ernster Mensch, daß die Tante ihr die Ursache nicht verbarg. Das hatte den ersten Anlaß zur Entfremdung zwischen

den beiden Damen und Wolf Stark gegeben.

Dann – die Zeit hatte die Verstimmung und den Groll wieder ein bißchen eingeebnet – fing Wolf Stark an, sich auffallend für seine schöne Kusine zu interessieren. Und so deutlich ihm Thekla die Hoffnungslosigkeit seiner Bemühungen zeigte, die Leidenschaft, die in Wolf Starks Herzen brannte, brach immer unverhüllter hervor. Thekla vermied jedes Alleinsein mit ihm. Er aber verstand es immer wieder, solche Momente herbeizuführen. Dann warf er sich vor ihr auf die Knie, redete sinnloses Zeug und ängstigte sie mit seinen Drohungen, daß er das Leben ohne ihre Liebe nicht länger ertragen könne, daß er ein Ende machen würde, wenn sie ihm nicht wenigstens einen Kuß gäbe, und daß, was ihm nicht vergönnt wäre, auch niemals ein anderer sein eigen nennen sollte.

Theklas schönes Gleichmaß ging ganz verloren. Sie wurde nervös und verlor am Ende auch die Sicherheit ihres Entschlusses. Als Kind schon von einem starken Pflichtgefühl, wurde ihre Seele vor den tränenvollen Bitten dieses leidenschaftlich drängenden Menschen allmählich schwankend. War es ihr vielleicht bestimmt, diesen wild und verzweifelt Bittenden, den eine ewige Unrast bei keiner Beschäftigung hatte bleiben lassen, der mit zweiundzwanzig Jahren die ganze Welt umfahren hatte und sein abenteuerliches Leben nun auch hier in Reichtum und Bequemlichkeit nicht zur Ruhe brachte – war es vielleicht Theklas Bestimmung, diesem zügellosen Geist mit ihrer Liebe einen festen Halt zu geben? ... Das unter der kühlen Außenseite schwärmerische Herz des noch so jungen Mädchens sah da plötzlich eine große, schöne Aufgabe vor sich und mit der Wendung, die in ihrem Gefühlsleben vorging, schwand ihr starrer Widerstand gegen Wolf Starks Werbung.

Aber kaum hatte er sie das erstemal in seine Arme genommen und wie ein Rasender geküßt, da brannte Thekla das Gewissen wie Feuer! Sie hatte keine Seligkeit dabei empfunden, wie sonst etwa eine Braut. Nur ein Gefühl der Beschämung, eine Demütigung ihres großen Stolzes blieb zurück. In ihrer Not wußte sich Thekla keinen Rat, als sich der Tante anzuvertrauen.

Aber auch die fand sich da nicht zurecht. Ihr frauliches Gefühl wollte zwar nichts wissen von einer solchen Verbindung, aber ihrer Herzengüte war Theklas Nachgeben aus so menschlich schönem Grunde voll verständlich. So lebten beide Frauen eine Woche fast in schwerem inneren Zweifel, als Wolf Stark selbst sich durch seine hemmungslosen Wünsche die Entscheidung schuf.

Die neue Zofe verließ eines Tages plötzlich ohne Abschied das Haus und schrieb von ihrem Heimatsort an Frau de Ruyter, es sei ihr unmöglich gewesen, diese Sache persönlich zu erörtern; aber sie wäre ihrer selbst nicht mehr sicher gewesen vor den Liebesanträgen des jungen Herrn, der ihr sogar die Ehe versprochen hätte. Nicht dumm genug, so etwas zu glauben, fühle sie sich doch zu schade, als Spielzeug für Herrn de Ruyter zu dienen.

Diesen Brief gab Frau de Ruyter ihrer Nichte, die dann für ein paar Wochen zu entfernten Verwandten reiste. Währenddem sagte Frau Amaranth ihrem Neffen, was zu sagen war. Der leugnete alles. Als indessen Thekla heimkehrte, war zwischen ihr und dem Vetter von Liebe keine Rede mehr. Sie gingen kühl und förmlich nebeneinander her und dem Mädchen schlich das Bewußtsein nach, daß Wolf Starks einstige Passion sich in heimlich drohende Feindschaft gewandelt habe.

So war's ihr fast lieb, daß er nicht zugegen war in dieser schweren Stunde. Aber gerade weil sie sich nicht mehr verstanden, hütete sie sich erst recht, irgendwie Ungünstiges über ihn zu sagen. –

Nebenan war das Klirren der Instrumente verstummt. Die beiden Ärzte sprachen noch leise

miteinander. Jetzt unterschied Thekla auch Minnas, der Köchin Stimme, die sich bemühte, ihren rauhen Ton zu dämpfen.

Die Tür ging auf. Der Geheimrat und nach ihm der junge Arzt traten heraus.

Sie begrüßten den Amtsvorsteher, dann wandte sich der Professor an das junge Mädchen. Und Theklas Augen hingen in heißer Angst an seinem Munde.

Die Verletzungen seien nicht so schwer, als er anfänglich gefürchtet habe. Besonders läge eine Splitterung des Schädelbeins, die er erst annehmen zu müssen geglaubt hätte, nicht vor. So sei denn von einer augenblicklichen Lebensgefahr nicht zu sprechen; ob aber Frau de Ruyter jemals wieder zum vollen Bewußtsein ihrer selbst erwachen werde, das sei fraglich. Derartige Verletzungen des Großhirns hätten bedauerlicherweise oft die Vernichtung des Intellekts zur Folge. Vorläufig liege die Patientin in der Narkose. Äußerste Ruhe und Schonung sei geboten. Im übrigen werde er selbst von Berlin her eine zuverlässige Pflegerin beordern. Bei der Schwere des Falles erscheine das unerläßlich.

Über Theklas Wangen rannen die Tränen.

Der Geheimrat trat an sie heran und nahm ihre beiden Hände und drückte sie sanft zwischen den seinen.

„Ja, mein liebes, gutes Kind, da hat Ihnen der Himmel eine schwere Prüfung auferlegt! Aber wir Menschen sind ja zum Leiden geboren, das weiß keiner besser als der Arzt, und wir überstehen alle viel mehr, als wir glauben ... Verlieren Sie den Mut nicht, liebes Fräulein, es kann sich noch alles zum Besten kehren!“

Dem Amtsvorsteher war die Rede, die er in guter Haltung mit anhörte, viel zu lang. Er brannte darauf, in das Mordzimmer hineinzukommen.

Aber der Geheimrat ließ ihn nicht weiter, als bis an die geöffnete Tür.

„Die Kranke kann jeden Augenblick aus dem Chloroformrausch erwachen, verehrter Herr Oberleutnant, dann darf nichts sie beunruhigen! ... Wenn später die Behörde den Tatbestand festgestellt wissen will, so bin ich und Fräulein de Ruyter da ... Die ganze, gräßliche Szene dadrin, die hat sich uns so eingepägt, daß wir das unmöglich jemals vergessen können!“

„Ja, aber die Schlüssel, Herr Geheimrat, die Geldschrankschlüssel!“

„Sind die da drin im Zimmer?“

Der Geheimrat deutete mit dem Daumen rückwärts über die Schulter.

„Ach, zu dem da?“

Und er trat an das verschlossene Geldspind.

„Nun, da müssen wir mal sehen! ... Liebes Fräulein, Sie machen das am besten!“

Thekla ging in das Zimmer hinein, sie ging so leise an das Bett der Schlafenden und sah mit einer unendlichen Liebe in das wachsbleiche Gesicht der Überfallenen, deren armer Kopf, von Mullbinden ganz umwickelt, kein Leben mehr verriet. Sie wollte sich niederbeugen, die wunde Frau küssen, aber in ihrem Rücken klang das warnende „Sst!“ des Geheimrats.

Als Thekla mit dem silbernen Kästchen in der Hand wieder ins Boudoir trat, hörte sie den Assistenten eben noch sagen:

„Wenn die Patientin nicht so einen starken, bei einer älteren Frau ganz ungewöhnlichen Haarwuchs hätte, so wäre sie keinesfalls mit dem Leben davongekommen.“

Aber Herr v. Dose hörte dem Arzt kaum zu, er trat dem jungen Mädchen entgegen und nahm ihr das Kästchen mit einer fast unhöflichen Hast ab.

„Sie wissen ja doch nicht, wie es zu öffnen ist, Herr Amtsvorsteher,“ sagte Thekla mit leisem Befremden.

„Ja, ganz recht, gnädiges Fräulein verzeihen, aber der begreifliche Eifer in so einer Sache ... ich meine ... wollen Sie, bitte, so freundlich sein!“

Thekla drückte auf eine Blumenknospe im Mittelbukett des silbergetriebenen Schmuckstücks und der Deckel sprang auf. Selbst sehr überrascht sagte sie:

„Die Schlüssel sind drin! ... merkwürdig ...“

„Sind wirklich drin? ... ja? ...“ der Amtsvorsteher drückte das Monokel fester, „na, da bin ich denn doch aber gespannt!“

Er hatte die Schlüssel schon in der Hand und war mit einem Schritt beim Geldschrank.

Thekla lächelte, der Geheimrat ebenfalls, nur Dr. Höffners Gesicht blieb unbewegt.

Das obere Schloß, das, geöffnet, die Sicherung des Hauptschlusses erst zurückspringen ließ, hatte der Amtsvorsteher offen, aber der Hauptschlüssel ging nicht in die Öffnung.

„Ah! ... richtig, die Stellzahlen ... Verehrtes, gnädiges Fräulein, ich darf Sie wohl bitten!“

Thekla gab die Zahl an. Herr v. Dose stellte richtig ein, der Schrank ließ sich aufmachen.

Alle standen sie davor, als die mächtige mit dreifachem Stahl gepanzerte Tür aufging. Selbst Dr. Höffner blickte neugierig hinein in die Fächer, die nichts enthielten außer einigen Geschäftsbüchern und einer Geldschwinde mit etwas kleiner Münze und ein paar Scheinen.

„Und die Edelsteinsammlung?“ fragte Herr v. Dose.

Aus Theklas Gesicht, das leidvoll genug von dieses Tages schlimmen Schlägen sprach, war der letzte Blutstropfen gewichen.

„Die Sammlung ist fort,“ sagte sie langsam, mit zitternden Lippen. „Hier unten in dem großen Fach ... da hat sie gestanden. Es war ein mit schwerem spanischen, goldgepreßten Leder überzogener Kasten, auch eine antike Arbeit, etwa einen halben Meter lang und ebenso breit und vielleicht so hoch.“ Sie zeigte es mit ihren schlanken Händen. „Innen hatte er sechs Einsätze, der eine mit grünem Samt ausgeschlagen, der andere mit rotem, einer mit lila, einer mit weißem und einer mit schwarzem. Das unterste Fach bestand wieder aus einer Anzahl von besonderen Kästchen, die alle mit einem Schnappschloß versehen waren, wie die Etuis bei den Juwelieren. Darin befanden sich die ganz seltenen Stücke der Sammlung ...“

„Und Sie wissen bestimmt, daß Ihre Frau Tante den Kasten mit den Edelsteinen wieder hier 'reingestellt hat?“

„Aber das ist gar keine Frage, Herr Amtsvorsteher ... Tante ging ja nicht schlafen, ohne ihre Steine noch einmal anzusehen! ... Das war ihre schönste Freude ...“

„Und gestern abend hat sie auch ...?“

„Gewiß, Herr Amtsvorsteher, gestern wie alle Tage.“

„Mir scheint doch, Herr Oberleutnant,“ ließ sich der Geheimrat jetzt vernehmen, „man sollte vor allen Dingen das Landratsamt in Dramburg und die dortige Staatsanwaltschaft benachrichtigen ... Das ist doch ein Kapitalverbrechen! ... Und die Umstände sind derart ... da wird man kaum mit unserem guten, alten Amtsdieners Mahnke auskommen. Auch Gendarm Tappert ist da wohl nicht ausreichend!“

Des ehemaligen Dragoneroffiziers Haltung straffte sich noch mehr:

„Nun, Herr Geheimrat, ich meine ... vor allen Dingen bin ich doch selber auch hier! ... Selbstverständlich! Gewiß! Die Staatsanwaltschaft in Dramburg muß tunlichst bald

benachrichtigt werden ... und meinen direkten Vorgesetzten, den Herrn Landrat, werde ich selbst gleich anläuten. Aber die ersten Erhebungen in der Sache, die mache ich! Dafür bin ich zuständig!“

„Ich habe mir keinen Augenblick an Ihrer Kompetenz zu zweifeln erlaubt, Herr Amtsvorsteher,“ sagte der Geheimrat kurz und nicht mehr ganz so freundlich. „Was ich nochmals betonen will, ist das: Dadrin in dem Zimmer, das ja übrigens die Bezeichnung „Mordzimmer“, wie Sie es vorhin nannten, gottlob noch nicht verdient – da darf nichts unternommen werden! Das Leben meiner Kranken, die nebenbei eine der verehrungswürdigsten Frauen ist, die ich in meinem langen Leben kennengelernt habe – Frau de Ruyters Leben hängt von der absoluten Stille und Ungestörtheit ab, die sie umgeben muß! Und ich mache Sie, mein liebes Fräulein, Sie mache ich dafür verantwortlich, daß Sie mir, ohne meine ausdrückliche Erlaubnis niemand in das Krankenzimmer hineinlassen! ... Die Pflegerin wird, denke ich, ihren Dienst heute noch antreten ... So lange, gnädiges Fräulein, übernehmen Sie selbst die Pflege! ... Ich werde Ihnen gleich noch das Nötige darüber sagen.“

Während Professor Wildner dem jungen Mädchen seine Anordnungen erklärte, stand Herr v. Dose etwas ärgerlich und mit der Entwicklung der Angelegenheit nicht ganz einverstanden beim Geldschrank, dessen Schloß und innere Einrichtung er einer umständlichen Besichtigung unterzog.

Dann empfahl er sich mit einer höflichen, aber gehaltenen Verbeugung.

II.

Das schreckliche Geschick, das die hochgeachtete Familie de Ruyter betroffen, hatte natürlich den kleinen Ort in die größte Aufregung versetzt. Überall, auf der Kurpromenade, deren Kapelle rücksichtsvoll heute jede lustige Musik vermied, im sogenannten „Hain“, einem gepflegten Wäldchen mit Weiher zum Bootfahren und Angeln, standen und saßen die Kurgäste und sprachen über die scheußliche Tat, die bis jetzt in ein absolutes Dunkel gehüllt war.

Im „Goldfasan“, einer scharfen Konkurrenz des „Waldfrieden“, waren soeben, im Automobil heransausend, Herr Staatsanwaltsschaftsrat Dr. Losch und Landrat v. Basedow abgestiegen. Herr v. Dose hatte sie vorm Hotel empfangen. Und nun saßen die Herren oben in ihrem Zimmer, teils um sich zu informieren, teils auch um, wie Herr v. Basedow sagte, „mal erst ’n ordentlichen Kognak auf den Schreck zu trinken!“

„Haben Sie ... oder hat vielmehr die Familie denn irgend jemand in Verdacht?“ fragte der Landrat den Amtsvorsteher. Der hob zweifelnd die Achseln:

„Die Familie ... das ist es eben, Herr Landrat ... Ich meine ... die Familie besteht hier nur aus drei Leuten: das ist die Verletzte, dann Fräulein Thekla de Ruyter, die Nichte, und außerdem ein Neffe ... Die beiden sind aber nicht von denselben Eltern ... Der Neffe ist übrigens gar nicht hier ... Er soll gestern abend nach Berlin gefahren sein ... Woll ’ne ziemlich leichtsinnige Haut, der junge Mann ... er versteht die großen Gelder seiner Tante gut unterzubringen.“

„Die Leute sind reich?“

„Jawohl, Herr Staatsanwalt ... das heißt, ich meine, auch eigentlich wieder nur die Tante ... die beiden andern haben, soviel ich weiß, von Hause so gut wie nichts ... Der Neffe ist lange Zeit über See gewesen und erst mit zwanzig Jahren hierher zu seiner Tante gekommen ... ein eigenartiger Mensch übrigens ... hochfahrend und rücksichtslos ... auch, wie man so hört, verteufelt hinter den Weibern her ...“

„Also ’n ziemlich übler Patron?“ fragte der Landrat.

„Pardon, das kann man auch nicht sagen, Herr Landrat; dazu ist er wieder zu sehr Kavalier! ... Vornehm in seiner Art und kolossal anständig in Geldsachen ... ich meine ...“

„Daß er also zu der Mordtat in irgendwelchen Beziehungen steht, glauben Sie nicht?“ fragte Dr. Losch.

Der Amtsvorsteher, der sich ärgerte, daß der Staatsanwalt in seinem etwas aphoristischen Amtsstil die Anrede stets wegließ, erwiderte mit einer leicht abtuenden Bewegung:

„Ach, daran ist gar nicht zu denken! ... Der junge Mann verkehrt hier in den besten Kreisen ... Er ist Mitglied im Klub und in der Ressource ... und ... ich meine ...“

„Eine derartige Mitgliedschaft ist noch kein Beweis für sonstige Integrität!“ schnitt Dr. Losch des Oberleutnants weitere Beweisführung kurz ab, „ich habe übrigens, sowie ich vorhin Ihr Telephonat erhielt, nach Berlin deponiert und um Entsendung eines fähigen Kriminalkommissars gebeten.“

Herr v. Dose zog den Schnurrbart energisch durch die Finger.

„Sie meinen nicht ... daß wir ...“ Er gebrauchte jetzt auch keine Anrede mehr, „... daß wir der Sache allein nicht Herr werden?“

Der Staatsanwalt – ein mephistophelisches, graues Gesicht mit dunkelblondem, glatt

anliegendem Haupthaar und ganz bartlos – grinste. Er wartete ein bißchen und sagte dann:

„Es sieht nicht so aus, mein verehrter Herr Amtsvorsteher ... Oder haben Sie vielleicht schon entscheidende Feststellungen getroffen?“

„Das war dadurch, daß die Operation im Tatzimmer selbst stattfand, leider ganz unmöglich!“

„Das hätten Sie verhindern sollen, Verehrter!“ warf Herr v. Basedow ein.

Der Amtsvorsteher sagte mit einem Lächeln, das bei aller Höflichkeit und Devotion doch voller Freude war über die Antwort, die er geben würde:

„Verzeihung, Herr Landrat, ich wurde erst zitiert, als bereits der Herr Geheimrat Wildner um die Verletzte bemüht war. Ich habe auch dann noch das Erforderliche veranlassen wollen, aber der Herr Geheimrat – Herr Landrat kennen ja den alten, allgemein beliebten Herrn! – der Herr Geheimrat untersagte kraft seiner ärztlichen Autorität jedes Betreten des Krankenzimmers ... Ich meine ... da ist meinerseits wohl geschehen, was irgend möglich war ...“

„Hm ... und die Geschichte mit der fehlenden Edelsteinsammlung, das ist alles, was Sie bisher eruiert haben?“ fragte Dr. Losch.

„Zu mehr bot sich bisher weder Gelegenheit noch Zeit!“ Herr v. Dose imitierte absichtlich den Staatsanwalt in seiner Kürze.

Durch das Fenster kam der knatternde Lärm eines Automobils, das dicht vor dem Hause hielt.

Der Landrat, ein forscher Fünzfziger, sprang elastisch von seinem Sessel auf ans Fenster. Aber er kam zu spät, der Insasse des Wagens war schon im Hause.

Gleich darauf klopfte es, der Kellner öffnete die Tür und ließ einen mittelgroßen Herrn eintreten, der einen dunklen Jackettanzug trug. Der Herr nahm sein weiches Filzhütchen von seinem eckigen Kopf, fragte nach Herrn Staatsanwaltschaftsrat Dr. Losch und stellte sich als Kriminalkommissar Dr. Splittericht aus Berlin vor. Er sei von seiner Behörde hierher beordert zur Aufdeckung eines Verbrechens.

Gleich darauf fuhren die Herren an den Tatort. Während der Fahrt wurde der Kommissar von den bis jetzt bekannten Tatsachen verständigt.

Es war nachmittag fünf Uhr.

Vor dem Hause der überfallenen Millionärin hatte sich, wie in solchen Fällen ja stets, eine ziemliche Menschenansammlung gebildet, der das herrliche Wetter gerade recht schien, um hier ihre Neugierde spazieren zu führen.

Der alte Amtsdienner Mahnke war da und hielt am Hauseingang Wache. Er hatte zu tun, besonders die zahlreichen Kinder immer wieder zurückzudrängen. Und schon von weitem hörten die Insassen des Autos ihn mit Stentorstimme die Zudringlichen anschreien:

„Wat wollt ihr denn, Rangen?! ... Soll eich velleicht ooch eener so uffn Kopp schlagen, det ihr de Besinnung valiert, wie die arme Frau?! ... Aber ihr habt ja jakeene nich, sonst wird't ihr eich doch hier nich so drängeln, wie de Schafe in Pferch! Zurück, sage ich! Oder't fliegt eener int Loch! ... Achtung! Platz da! Jetz' kommt die hohe Behörde!“

Die Kinder stoben auseinander und die Erwachsenen, denen ihr Herumstehen hier doch wohl selbst unrichtig dünkte, zogen sich weiter zurück.

„Der olle Herr hat's raus!“ meinte der Landrat, als erster aus dem Auto steigend. Ihm folgten die anderen.

Dr. Splittericht orientierte sich flüchtig über die Lage des de Ruyterschen Hauses.

Es lag am Markt, einem großen Platz, der, mit holprigem Kopfsteinpflaster belegt, der

Abhaltung des Wochenmarktes diene. In der Mitte stand die alte Kirche, deren schiefergedeckter Turm grünlich im Licht der Maiensonne glänzte; Dohlen und Turmfalken flogen um seine flimmernde Spitze.

„Breitenberg ist wohl eine ziemlich alte Stadt?“ hatte Dr. Splitterricht während der Fahrt gefragt und Herr v. Dose hatte ihm bereitwillig Auskunft erteilt: Die Stadt sei schon im dreizehnten Jahrhundert erbaut, im Dreißigjährigen Kriege aber vollkommen zerstört worden. Später habe hier eine Art kleiner Residenz bestanden, irgendein von Napoleon mediatisierter Fürst habe seinen Hofhalt hier weitergeführt. Aber da es späterhin die Breitenberger versäumt hätten, sich um den rechtzeitigen, direkten Anschluß an die Staatsbahn zu bemühen, ja sich dem sogar widersetzt hätten, sei das Städtchen, das ja als Luftkurort einige Beliebtheit genösse, doch wohl zu einer endgültigen Bedeutungslosigkeit verurteilt.

Das ziemlich langgestreckte, aber nur einstöckige Haus, das Frau Amaranth de Ruyter gehörte, war rechts und links von ähnlichen Gebäuden flankiert. Dem Kommissar fiel es auf, daß das linksstehende keine Gardinen an den Fenstern zeigte. Er schloß daraus, daß es unbewohnt war.

Dann stiegen die vier Herren die breite, acht Stufen hohe Steintreppe zum Hauseingang empor, die rechts und links ein in einen Löwenkopf auslaufendes Bronzegeländer schützte.

Eine gewaltige Diele nahm die Besucher auf, als ihnen der Diener Martin geöffnet hatte. Hier hingen an lichtblau getünchten Wänden altniederländische Embleme, Fahnen und große, tief nachgedunkelte Bilder, wie man sie in den Votivecken alter Kirchen sieht – alles wohl auf die holländische Abkunft der Familie hindeutend. Nach hinten fiel der Blick in ein Glashaus voller Palmen und Blumen.

Dann wurden die Beamten in einen Empfangsraum gebeten, der gleich rechts beim Eingang lag.

Nach wenigen Minuten erschien in einem tiefblauen Seidenkleid mit einer Kette aus goldgefaßten, grünen Turmalinen, einer herrlichen Arbeit, um den freien schönen Hals Thekla de Ruyter.

Herr v. Basedow, dessen Blicke die Gestalt des jungen Mädchens bewundernd umfingen, klärte sie, nachdem er sich selbst und seine Begleiter vorgestellt hatte, über den Zweck ihres Kommens auf und sagte schließlich:

„Es ist besonders dieser Herr,“ – dabei deutete er auf den Kriminalkommissar, – „der Sie, gnädiges Fräulein, um so manche Aufklärung wird bitten müssen!“

„Ich werde gewiß alles sagen, was ich weiß, Herr Landrat ... aber ich gestehe offen: ich habe keine Ahnung! ... Meine Tante ist die beste und klügste Frau von der Welt. Daß sie irgendeinen Feind gehabt haben sollte, das scheint mir ganz unmöglich!“

„Aber es scheint sich ja auch hierbei viel mehr um einen Raubmord zu handeln“, warf der Staatsanwalt ein.

„Ja, die Edelsteinsammlung fehlt“, nickte Thekla und blickte den Staatsanwalt mit ihren dunklen Augen, die vom Schimmer der Tränen verklärt waren, voll an. Dessen scharfe, von dem innern Hohn über die ihm so geläufige menschliche Niedertracht verätzten Züge wurden förmlich weich unter des Mädchens warmem Blick. Er sagte weit milder im Ton:

„Wie wir hören, hat der Täter sein Ziel doch nicht ganz erreicht. Es besteht Hoffnung, das Leben Ihrer Frau Tante zu erhalten?“

„Ach,“ Thekla faltete die schlanken Finger über ihrer jungen Brust, „ich denke an nichts

anderes! Eben ist Herr Geheimrat Wildner wieder bei ihr ... Wenn ich ihr doch etwas von meiner Kraft und Gesundheit abgeben könnte! Aber darf ich den Herren vielleicht eine Erfrischung anbieten?“

Die Herren dankten, doch Thekla hatte schon Vorsorge getroffen, eben trat der Diener herein und servierte alten Portwein in bunten, kunstvoll geschliffenen Gläsern.

Dr. Splittericht beobachtete dabei den Diener und sah in dem ehrlichen Soldatengesicht weder Falsch noch Fehl. Da war der Faden nicht, an dem er weiterfühlen konnte.

Gleich darauf kam Geheimrat Wildner herein. Er kannte die Anwesenden bis auf Dr. Splittericht, den er mit Interesse betrachtete:

„Also so sieht ein berühmter Detektiv aus – pardon Herr Doktor, Kriminalkommissar wollte ich sagen! Na, ich will nur wünschen, daß Sie Ihren Scharfsinn hier so leuchten lassen können, daß diese schändliche Tat ihre Sühne findet ... Aber ich komme vor allen Dingen der Patientin wegen, meine Herren! ... Es haben sich bei ihr offenbar jetzt starke Wundschmerzen eingestellt und ich habe ihr deswegen und wegen des hohen Fiebers Morphium gegeben ... Sie liegt also augenblicklich in tiefem Schlaf. Und das wäre der Moment, wo ich einen Einblick in das Tatzimmer gestatten darf ... Aber ich bitte: nur einen der Herren ... das ist dann wohl Herr Doktor Splittericht?“

„Ich müßte aber meiner Dienstanweisung zufolge den Tatort ebenfalls besichtigen“, sagte Dr. Losch.

Der alte Professor hob die Achseln.

„Ich bedaure! ... Dann ziehe ich als behandelnder Arzt meine Erlaubnis überhaupt zurück! ... Auf Ihre Verantwortung können die Herren tun, was sie wollen ... aber ich wiederhole: das Leben der Patientin hängt an einem seidenen Fädchen!“

Der Kommissar sprach einige Worte leise mit dem Staatsanwalt. Darauf sagte dieser:

„Also gut, wir ändern verschieben die Inaugenscheinnahme auf eine spätere Zeit.“ Er blickte dabei Thekla an und sah mit einem matten Lächeln, wie das Mädchen befreit aufatmete. „Von Ihnen, Herr Kommissar erwarte ich nachher Bericht ... ich bleibe im Hotel!“

Die Herren verabschiedeten sich, von Thekla bis zur Tür geleitet. Dann stand sie wieder Dr. Splittericht gegenüber. Der Geheimrat war ebenfalls hinausgegangen im Gespräch mit Herrn v. Basedow.

„Ich habe Sie nachher mancherlei zu fragen, mein gnädiges Fräulein ... sagte der Kommissar. „Vorher aber wollen wir uns das Krankenzimmer ansehen!“

„Ja, Herr Geheimrat wird ja gleich hereinkommen“, nickte Thekla.

Indem trat der Professor in die Tür und sagte:

„Darf ich nun bitten, Herr Doktor! Sie, liebes Fräulein, begleiten uns natürlich.“

Man verließ den Salon und stieg die breite in großem Schwung ausladende Rundtreppe mit den flachen und breiten Stufen, die mit weichem Teppich belegt waren, hinauf in den Oberstock.

„Unsere gesamten Wohnräume“, sagte Thekla, „befinden sich hier oben. Nur die Dienerschaft wohnt unten, aber tiefer, im Souterrain ... Die andern Zimmer im Parterre sind unbewohnt ...“

„So, sind Sie, gnädiges Fräulein, in der gestrigen Nacht mit Ihrer Tante ganz allein gewesen? Ihr Herr Vetter war, soviel ich hörte, verreist?“

„Ganz recht, Herr Kommissar; mein Vetter Wolf Stark ist um zehn Uhr nach Berlin gefahren. Der Diener, den Sie vorhin unten gesehen haben, der hat ihm noch die Handtasche nach der

Bahn getragen.“

„Und Ihr Vetter ist vorläufig noch nicht zurückgekehrt?“

„Nein.“

„Haben Sie an ihn telegraphiert?“

„Jawohl, heute mittag ... Aber, wie ich hörte, war er um diese Zeit schon nicht mehr in dem Hotel, in dem er abzusteigen pflegt.“

„Trotzdem ... das Verbrechen ist, bei dem regen Verkehr auf der Strecke Berlin–Breitenberg, sicher um Mittag schon in Berlin bekannt gewesen ... Wenn nicht früher, aber in den Abendblättern steht die Nachricht bestimmt ... So kann sie dem Herrn, länger wie heute, gar nicht verborgen bleiben.“

Der Geheimrat räusperte sich und sagte, offensichtlich aus einem wohlüberlegten Entschluß heraus:

„Es hat ja doch keinen Zweck, daß wir damit hinterm Berge halten, liebes Fräulein.“ Er wandte sich dem Kommissar zu: „Das Verhältnis, in dem Herr Wolf Stark de Ruyter zu seiner Tante und wohl auch zu dieser jungen Dame steht, war und ist denkbar ungünstig ... Es sind da eine Menge Sachen vorgekommen, die ja vielleicht vergeben und vergessen sind, aber ... na, jedenfalls wird die momentane Abwesenheit des jungen Herrn hier kaum von irgendjemand schmerzlich empfunden.“

Man stand auf dem hellen, mattenbelegten Gang vor dem Boudoir der Frau de Ruyter. Thekla öffnete die Tür.

Dr. Splittericht sah vor sich hin auf die gelbliche Bastmatte, dann sagte er, das junge Mädchen plötzlich scharf ansehend:

„Haben Sie auch nur den geringsten Verdacht auf Ihren Vetter, mein Fräulein?“

Thekla prallte förmlich zurück. Ihre Bestürzung war so echt, daß der Kommissar ganz überzeugt von ihrer Wahrhaftigkeit war.

„Aber um Gottes willen, Herr Kommissar“ erwiderte sie. „Auch nicht einen Augenblick ist mir der Gedanke gekommen! Nein, daran ist nicht zu denken! Wolf ist ein Mensch, der keine Achtung vor dem weiblichen Geschlecht besitzt und der seine Wünsche vor allem befriedigt wissen will, aber ein Mörder – und obenein an meiner Tante, der er alles verdankt ... nein, wahrhaftig! Das ist er nicht! ... Da tut man ihm bitter Unrecht! Nicht wahr, lieber Herr Geheimrat, so etwas trauen Sie Wolf doch auch nicht zu?“

„Ganz ausgeschlossen,“ sagte Professor Wildner mit Festigkeit und Ruhe. „Sie, liebes Fräulein, haben Ihren Vetter vorhin einen Schürzenjäger genannt. Das heißt, dem Sinne nach wenigstens! Aber er ist noch mehr: er ist ein großer Verschwender und hat Ihrer Tante schon viel Sorge gemacht. Das weiß ich von ihr selber. Aber ein Mörder? – Nein! ... Dazu fehlt ihm die Kraft, die Entschlossenheit, die solche Tat notwendig verlangt, und wohl auch die Roheit ... Er ist haltlos und wohl ohne Hemmungen. Ich zweifle sogar ein bißchen an seiner Ehrlichkeit, aber ein Mörder – nein, das ist er nicht! – Übrigens, meine Herrschaften, wir wollten das Schlafzimmer besichtigen ... sonst wacht mir meine Kranke am Ende auf!“

Sie traten leise ein. Frau de Ruyter lag still, wie eine Tote, im Bett. Der Geheimrat beugte sich über sie und faßte ihr Handgelenk:

„Der Puls geht ruhiger ... Hoffentlich haben wir eine gute Nacht! Ich bin natürlich in jedem Augenblick zu haben, liebes Fräulein!“

Thekla nickte dem alten Herrn dankbar zu.

Dr. Splitterricht hatte sich, unhörbar durchs Zimmer gehend, inzwischen überall umgesehen.

Am Bett stand er lange und ließ sich eingehend von dem Geheimrat erklären, wo und in welcher Stellung man die Dame gefunden habe. Dann kniete er hin und beleuchtete mit seiner elektrischen Lampe, eines nach dem andern, die beiden Lammfelle, die zur Rechten und Linken neben dem breiten Bett lagen.

Zu beiden Seiten stand je ein Toilettentisch. Auf dem linken stand die Kasette, die Thekla dort wieder hingetragen hatte. Wie Dr. Splitterricht hier das Lammfell absuchte, nahm er etwas aus dem weichen, langen Haar heraus und steckte es in seine Jackettasche.

„Ach,“ sagte der Geheimrat, der das bemerkt hatte, „ich habe vorhin hier auch etwas gefunden, oder vielmehr mein Assistent, Dr. Höffner ... Er hat es dort aufs Fensterbrett gelegt, glaub' ich ...“

Auf den Zehenspitzen ging Dr. Splitterricht zum Fenster und nahm von dem Stickereikissen ein Bleistiftendchen, in dessen gelbpoliertes Holz hinein, wie das wohl von Kindern in der Schule geschieht, zwei Buchstaben geschnitten waren: ein *H* und ein *K*.

Der Kommissar steckte den Stift mit Dank ein. Seine Miene erzählte nichts von Triumph und Freude über den Fund.

Dann deutete er auf die Kasette und sagte fast nur mit den Lippen:

„Darin waren die Geldschrankschlüssel?“

Thekla nickte. Dr. Splitterricht nahm das silberne Kästchen und ging aus dem Zimmer. Die beiden andern folgten. Thekla schloß hinter sich behutsam die Portiere und die darin befindliche Schiebetür.

Draußen sagte der Geheimrat wißbegierig:

„Und der kleine Bleistift?“

Der Kommissar nahm ihn wieder aus der Tasche und hielt ihn dem jungen Mädchen hin.

„Daß Ihre Frau Tante etwa solch Ding gehabt hätte, das halten Sie wohl auch für ausgeschlossen, gnädiges Fräulein?“ fragte er.

Thekla betrachtete das kleine, abgegriffene und nicht eben saubere Endchen mißtrauisch und schüttelte dann energisch den Kopf. „Nein“, sagte sie lächelnd.

„Es ist ja kaum anzunehmen, daß eine Dame von so viel Kultur das benutzt!“

Der Geheimrat betrachtete es ebenfalls.

„Jemand von der Dienerschaft könnte es gehabt haben ...“ meinte er nachdenklich.

„Wie heißen Ihre Leute, gnädiges Fräulein?“

„Wir haben drei weibliche und einen männlichen ... nein, zwei männliche Dienstboten. Der eine, der Chauffeur, wohnt aber, weil er verheiratet ist, nicht im Hause.“

„Und wie heißen diese mit Vor- und Zunamen?“

„Der Diener heißt Martin Runge, die Köchin Minna – ja wie heißt sie doch gleich? ... ach ja, Minna Formstedter, die Zofe Lilli Schulz und das Hausmädchen Betty Kalmacki ...“

„Ein *H. K.* ist also in keinem der Namen. Trotzdem wäre es möglich, daß eine dieser Personen den Bleistift von anderer Seite her im Besitz gehabt hätte. Darf ich bitten, daß eine nach der andern hergerufen wird, um sie zu befragen? Zuerst, bitte ich, den Diener!“

Lilli ging an das kleine Haustelephon:

„Martin soll heraufkommen ... sogleich!“

Dr. Splitterricht, der schöne, wohl gebildete Menschen gut leiden mochte, hörte mit Vergnügen des jungen Mädchens klare, feste Stimme. Er war an den Geldschrank gegangen, hatte den Schlüssel probiert, den ihm Thekla gab, und sagte dann:

„Darf ich auch um die Stellzahl bitten, gnädiges Fräulein?“

Der Geheimrat fragte dazwischen:

„Ich störe doch nicht, Herr Doktor? Mich interessiert die Arbeit eines modernen Kriminalisten ungemein und momentan bin ich, was mir ja nicht oft passiert, frei. Die Besuchsstunde fällt heute aus wegen des Monstrekonzerts!“

Er lachte über das Monstrekonzert, bei dem sich das Orchester gegen sonst um eine Klarinette und eine Oboe verstärkte.

Thekla hatte ihm unterdessen die Ziffer gesagt. Dr. Splitterricht stellte gerade das Schloß darauf ein, als der Diener nach kurzem Anklopfen die Tür öffnete.

Er stand in strammer Haltung.

„Gnädiges Fräulein haben befohlen?“

Statt der jungen Dame trat der Kommissar vor. Mit einer ruckartigen Bewegung hielt er ihm das Bleistiftendchen vor das Auge:

„Gehört das Ihnen?“

Der Diener hob ein wenig den Kopf:

„Nein, mein Herr!“

„Haben Sie's vielleicht bei irgendwem hier im Hause gesehen?“

„Nein.“

„Gut. Stellen Sie sich dorthin ans Fenster, mit dem Gesicht nach draußen!“

Der Diener tat, wie ihm befohlen. Er stand stramm, wie auf dem Kasernenhof, und blickte hinaus.

„So. Nun das Hausmädchen, wenn ich bitten darf!“

Betty Kalmacky kam, eine waschechte Wasserpöcklerin mit niederer Stirn, tiefem glänzenschwarzem Haaransatz und einer breiten Nase über starken, frischen Lippen, gutmütig, nicht dumm und offenbar ihrer jungen Herrin, an deren Gesicht ihre Blicke förmlich schwärmerisch hingen, ganz ergeben.

Das Bleistiftendchen betrachtete sie verständnislos, hatte nichts Ähnliches besessen und auch bei den anderen nicht gesehen.

Die Köchin, wie auch die Zofe schienen zu begreifen, worum es sich handelte. Sie machten wütende Gesichter und stellten energisch jede Bekanntschaft mit dem gelben Blei in Abrede.

Als sie sämtlich wieder entlassen waren, sagte der Geheimrat:

„Ich scheine also nicht recht gehabt zu haben. Demnach könnte es sich für Sie, Herr Doktor, bei dem Dings da um ein wichtiges Indizium handeln?“

„Vielleicht“, sagte der Kommissar gleichmütig und steckte den Stift ein.

Dann beschäftigte er sich eingehend mit dem Geldschrank, tat ein paar Fragen und sagte schließlich:

„Der Schrank muß mit dem Originalschlüssel geöffnet sein. So komplizierte Schlüssel kann man nicht reproduzieren. Vor allem muß der Täter die Kenntnis der Stellziffer gehabt haben. Es ist: 801108.“

„Warum haben Sie, respektive Ihre Frau Tante, zweimal dieselbe Zahl gewählt, wenn auch in umgekehrter Reihenfolge, gnädiges Fräulein?“

„Weil das mein und der Tante Geburtsdatum ist. Ich bin am 8. Januar geboren und Tante am 1. August ... Die Nullen haben wir dann so dazwischengeschoben, weil es doch sechs Ziffern sein müssen.“

„Wußte das außer Ihrer Tante und Ihnen sonst noch jemand im Hause?“

„Soviel mir bekannt ist, nein! ... Damals, als wir das Schloß auf die neue Ziffer einstellten –“

„Wann war das, wenn ich fragen darf?“ unterbrach der Doktor-Kommissar.

„Ach, das ist ungefähr sechs Monate her ... Ende Herbst vorigen Jahres ...“

„Und warum taten Sie, beziehungsweise Ihre Frau Tante das? Warum änderten Sie damals die Ziffer?“

Thekla zögerte; doch der Geheimrat, der aufmerksam und voll Interesse diesem Frage- und Antwortspiel folgte, nickte ihr ermutigend zu:

„Es hilft nichts, Kindchen, erfahren muß der Herr Kommissar die Sache doch: also, Herr Doktor, es haben damals 10 000 Mark in der Kasse gefehlt. Frau de Ruyter hat sich später einreden wollen, sie hätte sich geirrt, es hätte nichts gefehlt. Aber wie wenig sie selber dieser Fiktion getraut hat, beweist am besten, daß sie dann gleich mit Fräulein Thekla die Umstellung der Ziffern vornahm ... Und weiter: so ungern ich solchen Klatsch wiedergebe, hier muß es gesagt sein ...“

Der alte Herr erzählte von den Spielverlusten des jungen de Ruyter, über die Dr. Splitterricht schon von dem Amtsvorsteher während der Automobilfahrt unterrichtet worden war.

Thekla hob abwehrend ihre Hände.

„Aber, Herr Geheimrat, das sind doch Redereien!“

„Nein, nein, liebes Kind, es ist schon etwas mehr! Mein Assistent, der ein sehr ernster und überlegter Mensch ist, der hat mir das auch bestätigt!“

Dr. Splitterricht sagte nicht ja noch nein. Er sah das Fräulein nur ernst an:

„Das will nicht allzuviel sagen ... solche Diebereien kommen in den reichsten Familien vor. Aber ich möchte Sie noch einmal fragen: Sie glauben nicht, gnädiges Fräulein, daß ihrem Vetter, oder sagen wir, daß die Ziffern des Stellschlusses irgend jemand anders bekannt waren als Ihnen und Ihrer Frau Tante?“

„Bestimmt nicht!“ sagte Thekla voller Überzeugung.

„Nun“, sagte der Kommissar, ein winziges Stück Kartonpapier aus seiner Tasche ziehend, „dann wundert es mich nur, daß die Zahlen hier sogar niedergeschrieben sind!“

Ganz erstaunt sah Thekla aus das Blättchen.

„Ja – und das hat Tante sogar selbst geschrieben!“

„Na, das scheint mir nicht so unerklärlich“, warf der Geheimrat ein, „Ihre Frau Tante hat manchmal darüber geklagt, daß ihr Gedächtnis nicht mehr so taktfest wäre wie früher. Da hat sie das einfach aufgeschrieben, um es nicht zu vergessen ...“

„Aber die Geburtstage?!“ Thekla sah noch immer zweifelnd drein, „Tante konnte doch unsere Geburtstage nicht vergessen!“

„Die Schrift der Dame ist es bestimmt?“ fragte der Kommissar.

„Ohne Zweifel! Das hat meine Tante geschrieben!“

„Wie hat der Kerl aber das Blättchen bloß finden können?“ meinte der Geheimrat, „Frau de Ruyter wird es doch sicherlich nicht so offen hingelegt haben?“

„Darüber glaube ich Ihnen Auskunft geben zu können“, erwiderte der Kommissar, der sich eingehend mit dem inzwischen geöffneten Silber-Kästchen beschäftigt hatte. „Sehen Sie hier!“ Er zeigte in der mit grüner Seide ausgefütterten Kassette eine kleine Tasche und aus diesem winzigen Täschchen nahm er achtsam ein millimetergroßes Schnitzelchen weißes Kartonpapier, das gut an die eine Ecke des Blättchens paßte, auf dem Frau de Ruyter die Stellzahl ihres Geldschrankes notiert hatte.

„Ihre Frau Tante glaubte, das Blättchen nirgends besser verstecken zu können als bei den Schlüsseln selber“, sagte Dr. Splittericht mit jenem Hellwerden seines ernstesten, klugen Gesichts, das ihm Heiterkeit genug dünkte. „Ja, gerade die intelligentesten Menschen“, fügte er hinzu, „und – verzeihen Sie, gnädiges Fräulein! – besonders Frauen begehen, wenn sie einmal noch klüger sein wollen, solche – komischen Naivitäten ... aber –“ Er dachte ein wenig nach, – „ich möchte doch glauben, daß der Täter mit den Verhältnissen im Hause vertraut war. Zwar die Feder in der Kassette, die das Schloß aufspringen läßt, die ist für einen einigermaßen geschickten Menschen nicht schwer zu finden ... nur – sagen Sie, gnädiges Fräulein, Sie schlafen doch nur durch das Boudoir von der alten Dame getrennt ... haben Sie einen sehr festen Schlaf?“

Thekla dachte nach:

„Ich glaube kaum, Herr Doktor. Wenn mein Vetter des Nachts nach Hause kommt – er muß den Korridor entlang an Tantes und meinem Zimmer vorüber –, dann kann er noch so leise gehen, ich höre ihn doch.“

„So ... hm ... und was trinken Sie des Abends, ich meine so zum Abendbrot?“

Mit verwundertem Aufblick antwortete Thekla:

„Ich ... ach ... das ist ganz verschieden ... am liebsten“, sie lachte kindlich, „ein Glas Malzbier.“

„Und haben Sie gestern abend auch getrunken?“

„Nein, Tante hatte sich vor einiger Zeit spanischen Wein schicken lassen, alten Cheres, glaube ich, und da wollte sie durchaus, ich sollte auch ein Glas kosten.“

„Aber das Eß- und Trinkgeschirr vom gestrigen Abend ist bereits ausgewaschen?“

„Ja, sicher“, meinte Thekla zaghaft, weil sie absolut sich nicht denken konnte, wo der Kommissar hinauswollte.

„Jedenfalls möchten wir mal runter in die Küche gehn!“

„Gewiß, Herr Kommissar!“

Und vorausgehend führte sie die beiden Herren – denn der Geheimrat wäre nicht um die Welt zurückgeblieben! – ins Souterrain.

Hier stellte sich heraus, daß gerade von den drei Gläsern, um die es sich handelte, dem einen beim Reinigen der Fuß abgebrochen und das Glas daher, ungewaschen, in den Kehrichteimer geworfen worden war.

Der Geheimrat bemerkte sofort den weißlichen Satz am Boden des Kelchglases, das der Kommissar ohne ein Wort an sich nahm, um sogleich wieder nach oben in das Boudoir der Frau de Ruyter hinaufzugehen.

Thekla wunderte sich sehr und ekelte sich auch ein bißchen, als sie sah, wie Dr. Splittericht oben im Zimmer in das Glas, das doch schon im Eimer zwischen Kartoffelschalen und Gemüseblättern gelegen hatte, den Finger hineinsteckte und von dem weißen Satz am Glasboden

kostete, den sie jetzt ebenfalls bemerkte.

„Nur schade“, sagte der Doktor-Kommissar, „daß von den andern beiden Gläsern nicht auch die Füße abgebrochen sind. Ich setze nämlich voraus, daß Ihr Herr Vetter gestern abend mit Ihnen und der Frau Tante zusammen gespeist hat?“

Thekla nickte.

„Wenn Wolf Stark hier war, hat er immer mit uns zusammen gegessen.“

„Sie sind der Meinung, daß man den Herrschaften ein betäubendes Mittel in den Wein getan hat ... so eine Art Schlaftrunk?“ fragte der Geheimrat.

„Ja“, sagte Dr. Splittericht und leckte noch einmal an seiner Fingerspitze, „das ist ohne Zweifel ein Opiat!“

„Darf ich mal sehen?“ Der Geheimrat kostete ebenfalls und konnte die Ansicht des Kriminalisten nur bestätigen.

„Die ganze Sache ist augenscheinlich wohl vorbereitet“, sagte der Kommissar. „Die Tatsache, daß die berühmte Edelsteinsammlung sich hier im Hause befand, die könnte auch in weitere Verbrecherkreise gedrungen sein, aber ... was mir vor allen Dingen auffiel, war, daß das gnädige Fräulein von dem doch wahrscheinlich gefährlichen Lärm bei der Untat nichts gehört hat ... Allem Anschein nach hat sich die Sache so abgespielt: Der Verbrecher ist durch das unverschlossene Boudoir in das Schlafzimmer Frau de Ruyters geschlichen und hat hier die Kassette von ihrem, ihm wohlbekannten Standort wegnehmen wollen ... Das ist wahrscheinlich nicht ohne ein Geräusch abgegangen und die Dame ist dabei aufgewacht ... Wir haben augenblicklich Vollmond und der Täter hat so genug Licht gehabt, die unglückliche Frau ...“

Der Kommissar hielt inne. Er sah, wie sich die Augen des schönen Mädchens mit Tränen füllten.

„Ja“, sagte der Kommissar leiser, „der Einbrecher hat wohl kaum damit gerechnet. Er glaubte vielmehr, daß entweder durch ihn selbst oder durch seine Helfershelfer alles vorbereitet wäre, daß ...“

Dr. Splittericht sah wieder das junge Mädchen an, das seine Tränen trocknete. „Sie, gnädiges Fräulein, hätten, wie gesagt, doch sonst etwas hören müssen ...“

Jetzt fiel Thekla ein, wie schwer und schlaftrunken sie heute morgen war, wie Lilli sie kaum hatte wachrufen können. Und sie sagte das dem Kommissar.

Der nickte nur. Der Geheimrat aber meinte:

„Bei Frau de Ruyter scheint das Mittel demnach weniger wirksam gewesen zu sein?“

„Am Ende hat sich in ihrem Glase das Pulver nicht so gut aufgelöst“, meinte Dr. Splittericht.

„Kaum anzunehmen, Herr Doktor, da es an Zucker gebunden ist“, widersprach der Geheimrat.

„Ach!“ Theklas Gesicht erhellte sich in einer Erinnerung. „Jetzt weiß ich: Tante Amaranth wollte eben trinken, da fiel ein kleiner Nachtschmetterling ins Glas und sie nahm ... nein, ich habe ihr sogar ein anderes Glas geholt!“

„Und das wird dem Verbrecher nicht bekannt gewesen sein“, sagte der Geheimrat.

„Oder er hat die Ausführung nicht mehr verschieben können“, ergänzte der Kommissar. Und weiter sagte er zu Thekla gewendet:

„Ich möchte nur wissen, wie Ihr Herr Vetter diese Medizin überstanden hat?“

Der Geheimrat sah den Sprechenden verstohlen an, aber er konnte sich nicht überzeugen, daß

eine Ironie in den Worten des Kommissars geklungen habe.

Dr. Splitterricht stand auf:

„Darf ich mir jetzt mal die übrigen Räume ansehen?“

Thekla führte die Herren hinaus, über den Gang hinweg, an dem hinter ihrem Schlafzimmer noch zwei Gastgemächer lagen. Dann machte der Korridor einen beinahe rechtwinkligen Bogen, an dessen Ende die Zimmer Wolf Stark de Ruyters sich anschlossen.

„Es ist doch erlaubt?“ Der Kommissar hatte die erste Tür geöffnet und stand in dem weiten Raum, in dem ein großes Oberlichtfenster einen ziemlichen Teil der vorderen, leicht geneigten Giebelwand einnahm. Staffeleien mit angefangenen Bildern standen hier umher, Mappen und prächtig eingebundene Werke lagen auf den Stühlen und eine Verschwendung war getrieben mit kostbaren Stoffen, Gobelins und alten, schillernden Sammeten, die, mit silbernen und goldenen Emblemen adjustiert, über Rahmen und Gestellen hingen. An den Wänden viel halbfertige Bilder, schreiend, bunt und von einem selbst dem Laien ins Auge springenden Dilettantismus ... Alles aber roch nach dem schweren, süßlichen Duft türkischer Zigaretten, die in Kristallschalen, silbernen Dosen und angerissenen Kartons umherstanden.

Ohne irgendeine Bemerkung ging der Kommissar den anderen voran ins Nebenzimmer, wo Wolf Stark de Ruyter schlief.

Und hatte schon das Atelier etwas Befremdendes, so konnte der Geheimrat Wildner hier einen Laut des Staunens, des Mißbehagens nicht unterdrücken.

„Das ist ja, wie wenn eine alte Kokette hier wohnte“, sagte er spöttisch „Verzeihen Sie, liebes Fräulein, es ist ja 'n Verwandter von Ihnen! ... aber so was ist mir doch noch nicht vorgekommen!“

Dem Kommissar kraust sich nur die Lippe.

„Ist Ihr Herr Vetter eigentlich von Beruf Künstler?“ fragte er obenhin.

Aber in demselben Moment haftete sein Blick durchdringend am Boden, der mit lichtblauem Frißstoff belegt war, über dem persische und türkische Teppiche in allen Mustern und Farben sich breiteten.

„Bitte, Herr Geheimrat“, sagte Dr. Splitterricht, „bleiben Sie genau da stehen, wo Sie jetzt sind ... ja ... bitte!“

Der Geheimrat sah an sich herunter und auf den Boden. Aber er ebensowenig wie Thekla konnten dort etwas Auffallendes entdecken.

Der Kommissar trat schnell vor, bückte sich und hob aus der Falte zwischen zwei Teppichen einen leuchtenden Stein auf.

„Ach,“ rief Thekla in fast kindlicher Überraschung, „das ist ja der Alexandrit, den Tante erst neulich gekauft hat!“ Aber in derselben Sekunde wurde ihr die Gewalt der Umstände klar, ihr Gesicht wurde förmlich dunkel, ihr Mund bebte.

„Mein Gott! ... wie kommt der Stein hierher?“ setzte sie hinzu.

Der Geheimrat räusperte sich, er sagte nichts.

Der Kommissar fragte mit seiner leidenschaftslosen Stimme:

„Und dieser Stein hat sich in der Sammlung Ihrer Frau Tante befunden, gnädiges Fräulein?“

„Ja ... ja ...“ Thekla sprach langsam mit einem wehen Gefühl in der Brust. „Das ist ganz sicher! ... Sehen Sie, wenn Sie den Stein von so betrachten, ist er rot, von unten leuchtet er blau und von hier aus weiß ... das tut nur der Alexandrit ... Sie sind sonst nicht so kostbar, aber der

hier hat eine besonders intensive Farbe und nebenbei opalisiert er ... sehen Sie ... so ... Das macht ihn noch wertvoller ... Tante war ganz entzückt und hat ihn hoch bezahlt ...“

„Demnach hat der, der die Juwelensammlung gestohlen hat, seinen Weg durch dieses Zimmer genommen“, schloß Dr. Splittericht ihrer aller Gedankenreihe.

„Aber mein Vetter war in der Nacht doch gar nicht hier!“

„Es sagt ja auch niemand, gnädiges Fräulein, daß Herr de Ruyter und er, der Ihre Frau Tante überfallen hat, miteinander identisch sind.“ Wieder krauste sich des Doktors Oberlippe. „Dem Bewohner dieses Raumes kann man – darin hatte Herr Geheimrat vorhin ganz Recht – dem kann man kaum irgendeine energiegelasse Handlung zutrauen!“

Er sah über das blaueidene Himmelbett weg nach den Wänden hin, an denen Kränze aus bunten Strohblumen mit farbigen Bändern sich um kokette Bildchen in goldenen Barockrahmen wanden. Auf Alabaster- und Onyxkonsolen standen verzuckerte Skulpturen, während die Decke in Malerei den Himmel zeigte, auf dessen blauer Kitschigkeit sich Tauben mit Amoretten jagten.

„Ein geschmackloser Hecht!“ brummte der Geheimrat und Thekla, die ihn verstanden hatte, fühlte heute mehr als je, daß der alte Herr nur ihre eigene Überzeugung aussprach.

Aber indem sie es dachte, wurden ihre Gedanken auch schon wieder abgelenkt. Sie bemerkte, wie Dr. Splittericht plötzlich voller Spannung sich der Tür zukehrte.

Zum Erstaunen des Geheimrats sprang er plötzlich mit schnellen Schritten auf sie zu und riß sie ganz weit auf. Sie führte zum Atelier.

Dort stand ein junger Herr in elegantem grauen Promenadenanzug, mit einer frühlingbunten, küngeschwungenen Krawatte um den kokett aufgeschlagenen Kragen des Seidenhemdes. Er hatte seinen breitrandigen Panama noch auf dem mageren, spitzvorlaufenden Schädel, dessen große, kühne Nase nicht angenehm mit dem kleinen, energischen Kinn kontrastierte. Die blaßblauen Augen blickten mißtrauisch, unsicher auf die Gruppe. Dr. Splittericht rief ihn an:

„Herr de Ruyter, nicht wahr? ... Bitte doch einzutreten!“

Das Gesicht des jungen Mannes nahm einen unendlich hochmütigen und abweisenden Ausdruck an und in einem Ton, der verächtlich und beleidigend zugleich klang, fragte er:

„Mit wem habe ich die Ehre ...“

Mit einer Freundlichkeit, die Thekla ängstigte, erwiderte der andere:

„Kriminalkommissar Dr. Splittericht aus Berlin ... Ich bin in dem traurigen Fall bemüht, der Ihr Haus zu meinem Leidwesen getroffen hat ...“

Aber Wolf Stark de Ruyter machte plötzlich einen starken Schritt zu seiner Kusine hin und rief:

„Ist es denn wahr, Thekla?! ... Unsere Tante, unser liebes gutes Tantchen von Bubenhänden ermordet?!“

„Sie lebt Gott sei dank“, flüsterte Thekla.

„Ja ... gewiß! ... ja! ... Ihre Kunst, mein hochverehrter Herr Professor, die uns unser Teuerstes, unsre Mutter, erhalten hat!“

Mit einer Theatergebärde wandte sich der Redende an Geheimrat Wildner; der aber murmelte nur etwas Unverständliches.

„Darf ich sie sehen, die Gute?“ fragte Wolf Stark wieder.

Jetzt klang des Geheimrats Stimme präzise und kurz:

„Vorläufig untersage ich jedes Betreten des Krankenzimmers auf das strengste! ... Nur das

Fräulein hat Zutritt!“

Wolf Stark hatte die Hände mit gesenkten Armen ineinandergelegt und, wie beschwörend, von einem zum andern hinsehend, sagte er in jammerndem Tone:

„Um des Himmels willen! Wie ist es nur möglich! Dieses gütige Wesen! ... Diese Frau, die jedem wohlwollte, die jedem Menschen Gutes tat! ... Nein, es ist nicht zu fassen!“

Thekla, die zwischen den beiden anderen Männern stand, dem brummig abgekehrten Geheimrat und dem in schweigender Beobachtung verharrenden Kommissar, war die Szene unendlich peinlich. Nie hatte sie so sehr die Unnatur und innere Unwahrhaftigkeit ihres Veters empfunden wie in dieser Stunde. Immer schon war ihr sein Pathos hohl, seine Übertreibung und zum Schwülstigen neigende Redeweise töricht, ja manchmal komisch erschienen; heute schämte sie sich für ihn, der selbst vor diesem furchtbaren Schicksal kein echtes Wort, keine lindernde Träne fand. Aber sie bemitleidete ihn auch: ein schreckhaftes Nahen, eine noch unklare, aber furchtbare Drohung schien ihn zu umschweben, und das arme Mädchen bangte vor dem, was der Mann, den das Gesetz hierher sandte, jetzt sprechen würde.

Dr. Splitterricht faßte in seine Jackettasche:

„Über die Person des Täters haben auch wir uns schon den Kopf zerbrochen ... Sie haben wohl bereits gehört, daß er die Edelsteinsammlung geraubt hat?“

„Nein, kein Wort! ... Thekla! ... Die Sammlung? Tantchens Allerliebstes! ... Die kostbaren Steine!“

„Haben Sie noch gar nicht mit der Dienerschaft gesprochen?“ fragte Dr. Splitterricht sehr ruhig.

„Nein ... das heißt: ja ... Martin, unser Diener hat mich flüchtig informiert ... Ich bin doch gestern spät noch nach Berlin gefahren ... einer Verabredung wegen, die ich aber leider verpaßt habe. Ich konnte mich heute morgen im Hotel absolut nicht ermuntern ...“

„Wie kam das?“ fragte Dr. Splitterricht in mehr teilnehmendem, als interessiertem Tone.

„Ja, darüber bin ich mir auch nicht klar. Ich habe gestern abend kaum etwas getrunken, außer den zwei Glas spanischen Wein, den sich meine arme Tante letztthin hatte schicken lassen ...“

Der Geheimrat blickte Thekla an: Wolf Stark fing den Blick auf. Wenn er sich verstellte, tat er es mit einer meisterhaft vorgetäuschten Unbefangenheit:

„Wieso denn übrigens? ... Was ist denn passiert?“

Thekla, die das starke Gefühl hatte, in des Kommissars Fragen lauere ein böser Verdacht auf den Vetter, wagte doch nicht, ihm von dem Weinglas, in dem sich der Rest des Schlafpulvers gefunden hatte, zu erzählen.

Und der Geheimrat hatte jetzt, wo Wolf Stark ihm gegenüberstand, mit einer so kühl überlegenen Miene, so durchaus unberührt von dem schrecklichen Los der Frau, der er alles verdankte – Geheimrat Wildner hatte auf einmal die tiefe Überzeugung von Wolf Starks Schuldlosigkeit nicht mehr. Er nahm sich vor, mit keinem Wort die Fragen des Kommissars zu stören.

Der sagte:

„Es ist auffällig, daß Ihr Fräulein Kusine heut morgen ebenfalls kaum zu erwecken gewesen ist ...“

De Ruyter schien nachzudenken, aber es klang ganz harmlos, als er sagte:

„Ich sehe da noch nicht die Verbindungslinie ...“

„Na,“ meinte Dr. Splitterricht behaglich, „das ist nun eigentlich nicht so schwer. Der Verbrecher hat nicht gewußt, daß Sie gestern abend noch fortfahren würden. Er wußte aber, daß Sie ebenso wie das gnädige Fräulein in der oberen Etage schlafen. Sie beide mußte er also, wenn er nicht ein dreifaches Verbrechen begehen wollte – was ja immerhin nicht ganz so leicht ist – Sie mußte er also ausschalten! Und dazu hat er sich eines Opiates bedient, das er in den Wein tat.“

„Ist das bewiesen, daß ein betäubendes Mittel im Wein war?“

„Nein, das nicht ... es ist vorläufig eine Hypothese, die allerdings beweisen würde, daß man den Täter hier im Hause zu suchen hätte...“

Auch jetzt verlor de Ruyter nicht eine Sekunde lang die geistige Balance; er sagte nachdenklich, fast wie im Selbstgespräch:

„Unter der Dienerschaft also ...“ und blickte verloren vor sich hin. „Und ich liege derweilen im Hotel in Berlin und ahne nicht einmal, Welch ein schrecklicher Verlust die arme Thekla und mich treffen sollte!“

Thekla begann zu weinen. Doch so sehr sie um das Leben ihrer Tante bangte, im Augenblick weinte sie mehr aus gräßlicher Angst, daß wirklich dieser Mann, neben dem sie jahrelang gelebt hatte, ein solch verlogenes Scheusal sein könnte.

„Ja,“ nahm der Kommissar de Ruyters Worte auf, „Sie hatten keine Ahnung, denn sonst wären Sie ja gewiß sofort hergeeilt ...“

„Aber ja! ... Diese Frau war ja der einzige Mensch, der mich verstanden hat! Sie wußte, was einer Natur wie der meinigen nottut! Daß ein Künstler sich nicht den allgemeinen Gesetzen so fügen kann wie irgendein Handwerker im Dasein! ... Wenn sie von uns genommen würde, wenn sie stürbe –“ er schlug mit einer großen Gebärde die Hände vor sein unbeweglich, spitzes Gesicht – „nein! ich ertrüge es nicht!“

Der Kommissar hatte flüchtig zu dem Geheimrat hinübergesehen. Jetzt fragte er:

„Und Sie erfuhren von dem Unglück erst am Nachmittag? ... Wir sprachen nämlich schon davon und ich sagte zu dem gnädigen Fräulein: „Wenn nicht eher, so liest Ihr Herr Vetter die Nachricht auf jeden Fall in der Abendzeitung ...“

„Ganz recht! ... Ganz recht ... Ich sitze in Berlin, im Café, mit ein paar Bekannten. Da liest jemand was vor ... ‚Raubmordversuch auf eine Millionärin – die bekannte Edelsteinsammlung de Ruyter geraubt!‘ Ich bin bald umgefallen vor Schreck! ... Ich stürze auf ihn zu – mein Freund, der Graf Sylvester, war es – reiße ihm das Blatt aus der Hand und lese ... nein, ich las nicht! Ich konnte ja nicht lesen! ... Die Buchstaben tanzten mir vor den Augen ... Und erst, wie sie mir dann ein bißchen Kognak einflößten mit Wasser, da fing ich an zu begreifen, da wurd’ es mir klar, was für ein furchtbarer Verlust mich ... uns, meine arme, liebe Kusine und mich, getroffen hatte ...“

„Die Tante lebt ja noch“, flüsterte Thekla abermals, und lauter, fester in der Stimme, setzte sie hinzu: „Der liebe Gott wird sie uns nicht nehmen!“

„Ja, das wollen wir hoffen, von ganzer Seele hoffen!“

Wolf Stark wollte weiterreden, doch der Geheimrat unterbrach ihn:

„Und da sind Sie sofort hierher geeilt?“

„Aber ja ... natürlich! Wie konnte ich anders! ... Ich hätte doch unsere arme Thekla nicht allein gelassen! Ich habe ein Automobil genommen und bin hergerast!“

„Irgendwelchen Verdacht ...“ wollte Dr. Splitterricht fragen, doch der junge Herr unterbrach

ihn rasch:

„Ich? ... Nein! ... Keine Ahnung! ... Das kann sich nur um einen Räuber und Mörder, um einen Schurken schlimmsten Ranges handeln! Unsere Tante hatte keinen Feind ... Ich bin fest überzeugt, sie hat nie in ihrem Leben jemand ein Unrecht zugefügt ... Ach, die arme, arme Frau!“

Dr. Splitterricht nickte:

„Daß es sich hier um einen Verbrecher von Fach handelt, der Überzeugung bin ich auch. Aber ... eins ist merkwürdig und wird sicher auch Ihnen zu denken geben, Herr de Ruyter: Der Verbrecher muß nach der Tat mit seinem Raube, der Edelsteinsammlung meine ich und was sonst eventuell noch an größeren Summen im Schrank lag –“ Dr. Splitterricht sah, während er sprach den jungen de Ruyter an und stellte fest, daß dessen Züge zwar eine starke Spannung, aber weder Furcht noch unsicheres, zweifelndes Zuwarten verrieten. „Der Verbrecher ist nach der Tat nicht, wie man das doch annehmen sollte, zurückgegangen, über den Korridor und die Treppe runter, um möglichst schnell aus dem Hause zu kommen ... nein! Er ist umgekehrt, den Gang weiter hinauf, hierher in Ihr Atelier gelaufen, Herr de Ruyter, und von dort hinein, in Ihr Schlafzimmer.“

„Woher wissen Sie das?“ fragte Wolf Stark rasch, seine Stimme schwankte weder noch hatte ihr Ton sich geändert.

„Ich weiß noch mehr“, erwiderte der Kommissar:

„Der Täter hat sich hier in diesem Zimmer längere Zeit aufgehalten. Hier hat er seinen Raub erst mal näher besichtigt, hat sich vielleicht am Glanz und Zauber der Edelsteine erfreut, vielleicht auch nur ihren Wert abschätzen wollen.“

„Und wieso wissen Sie das?“ Jetzt klang de Ruyters Stimme fast spottlustig.

„Das sagt mir dieser Stein!“

Dr. Splitterricht hielt mit rascher Bewegung dem jungen Elegant das dreifarbig strahlende Juwel vor die Augen, so daß Wolf Stark nun doch mit sichtlichem Erschrecken einen halben Schritt zurücktrat.

Doch lächelte er gleich wieder:

„Sie jagen einem ja förmlich Angst ein, Herr Kommissar!“

„Ja, aber wie erklären Sie sich das?“ beharrte der.

„Wenn *Sie* es sich nicht erklären können ...“ Wolf Stark hob bedauernd die Schultern. „Ich kann es gewiß nicht.“

Der Geheimrat nickte zustimmend, ohne daß er's recht wollte. Wie sollte ein Laie wissen, was so ein gewiegter Kriminalist nicht fand ... Er mischte sich jetzt, da ihn der Kommissar mit einem leichten Neigen dazu aufforderte, doch ein:

„Herr de Ruyter kann wohl am wenigsten eine Ansicht darüber haben. Er weiß ja von der Sache erst seit Stunden und tritt jetzt erst hier ein, wo wir uns doch schon seit dem frühen Morgen ... das heißt, Sie, Herr Doktor sind ja auch erst ein paar Stunden damit beschäftigt!“

Und der Sprechende sah, daß er den Kommissar richtig verstanden hatte. Dr. Splitterricht nickte freundlich:

„Ganz recht, Herr Geheimrat, ich wollte auch nur Herrn de Ruyters Ansicht hören.“

Dann sagte er zu Thekla:

„Den Stein muß ich zu den Akten nehmen, gnädiges Fräulein ... Damit darf ich mich wohl

vorläufig empfehlen.“

Er verneigte sich. Aber der Geheimrat sagte:

„Wenn Sie noch einen Augenblick warten wollen, Herr Doktor, ich komme mit. Ich will nur noch mal nach der Patientin sehen. und Sie, liebes Fräulein, nicht wahr, Sie begleiten mich?“

Professor Wildner ging voran. Dr. Splitterricht folgte, dann schloß sich das junge Mädchen, eine Sekunde zögernd, als hätte sie hier noch irgend etwas zu tun oder zu sagen, den beiden Herren an.

Und hinter ihr ging mit den Worten: „Ich gehe selbstverständlich auch mit hinunter!“ Wolf Stark de Ruyter.

Vor der Tür zu Frau de Ruyters Schlafzimmer, das so leicht ihr Sterbegemach hätte werden können, hob der Geheimrat wehrend die Hand. Dann trat er mit Thekla ein und kam, ebenfalls gefolgt von dem schwarzhaarigen Mädchen, nach einigen Minuten wieder heraus.

Nun begleiteten die Verwandten den Geheimrat und den Kommissar bis hinunter zum Eingang, wo sich Wolf Stark hochmütig und kalt, wie zuerst, verabschiedete und Thekla, als fürchtete sie sich, allein zu bleiben, noch einmal den Professor nach allem Möglichen fragte.

Später streckte der junge Ruyter ihr die Hände entgegen:

„Meine arme, liebe Thekla,“ sagte er, „das ist ja so furchtbar schwer für dich ... Das heißt, für uns beide ...“

Thekla, stumm und verlegen, sah an seinen Augen, die ihr kalt und grausam schienen, vorbei ins Leere.

„Wenn ich dich doch trösten könnte, mein armes Kind!“

Er faßte nach ihren Händen; die seinen waren eiskalt.

Thekla entzog sich ihm schnell. Ein Grauen kam sie an. Sie hatte Furcht vor etwas Unsagbarem, Entsetzlichem, das sie näher und näher kommen fühlte und das sie nicht sehen wollte.

„Ich muß zur Tante“, sagte sie gepreßt und eilte die Treppe hinauf.

III.

Der Sommerabend lag über der Kleinstadt, als Dr. Splittericht und der Geheimrat auf die Straße traten.

Jetzt, nach Feierabend, hatte sich, wie in einem Ameisenhügel, wenn des Wanderers Stock hineinstößt, alles hierher gezogen. Der große Platz war noch immer voller Menschen, die etwas Neues über das rätselhafte Verbrechen an der reichen Frau wissen wollten, die sie alle kannten und die durch eine stille Wohltätigkeit sich manches Herz geneigt gemacht hatte.

Die Uhr der Kirche, um deren ragende Turmspitzen noch der letzte Schein der Abendsonne flammte, die selbst schon hinter die Häuser gesunken war, schlug mit ihrer großen, unabänderlichen Glockenstimme Sieben.

Emporschend sagte der Geheimrat:

„Was man doch in einem Tage alles erleben und wie sehr man seine Ansicht in kurzer Zeit ändern kann! Ich zweifle jetzt keinen Augenblick mehr daran, daß Wolf Stark um das Verbrechen wußte und daß er es war, der die Opiummischung in den Wein getan hat ...“

„Vielleicht“, sagte Dr. Splittericht. „Dafür spricht wenigstens, wie vorsichtig er auf den Busch klopfte und wie zufrieden er schien, daß wir nichts Bestimmtes festgestellt haben wollten ...“

„Bei der Gelegenheit hat die arme Thekla unsern Verdacht gemerkt ...“

„Sagte Sie es Ihnen, Herr Geheimrat?“

„Nein, aber wie ich mit ihr im Krankenzimmer stand, da faßte sie plötzlich meine Hand und schluchzte: „Soll denn immer noch mehr Unglück über unser Haus kommen?!“ – Ich hab’ sie natürlich beruhigt, viel Zeit war ja nicht, aber ... ich ... ich bin doch im Grunde selbst sehr unruhig ... Können wir es eigentlich verantworten, Herr Kommissar, das Fräulein und ebenso auch die Tante über Nacht in dem verdammten Hause allein zu lassen?“

Der Kommissar schüttelte den Kopf:

„Ich hab’ das schon erwogen ... und bin aus diesen, wie aus andern Gründen zu dem Entschluß gekommen, mich selbst da einzuquartieren ... Ich wollte das nur erst mit Ihnen besprechen, Herr Geheimrat. Sie sind wohl am ehesten imstande, das dem Fräulein plausibel zu machen, denn ich denke mich heute nacht zwischen ihrer Schlafstube und dem Krankenzimmer aufzuhalten, im Boudoir der Frau de Ruyter – wovon natürlich außer dem Fräulein und uns beiden niemand etwas wissen darf.“

„Sie denken: der andere kommt heute nacht wieder?“

„Kann man das wissen? ... Wenn es sich um ein gemeinsames Verbrechen handelt, und davon bin ich überzeugt! – so muß doch irgendeine Verständigung zwischen den beiden erfolgen ... oder vielleicht sind es auch noch mehr, die dabei waren ...“

„Wann wollen Sie denn da sein ... bei de Ruyters mein’ ich?“

„Etwa gegen zehn Uhr ... ich komme von hinten durch den Garten und das Gewächshaus. Ich habe mich da, während wir auf der Diele standen, ganz gut umgesehen ... Fräulein de Ruyter soll nur die Tür, die ins Glashaus führt, offen halten!“

Der Geheimrat dachte nach:

„Um zehn. Bis dahin wird die Schwester aus Berlin sicher da sein – ich erwarte sie mit dem Zug 8 Uhr 50 ... Damit hat ja Fräulein Thekla schon eine gewisse Sicherheit ...“

„Bei mir kann es allerdings, wenn etwa eine Umstellung durch die Herren vom Gericht eintritt, auch leicht etwas später werden“, gab Dr. Splitterricht zu bedenken.

„Na, ganz egal. Wenn die Pflegerin heute abend nicht mehr kommen sollte, dann bleib' ich eventuell selber die Nacht über da ... oder man könnte auch die Köchin, die ein ganz robustes Frauenzimmer zu sein scheint, raufdirigieren ... Also jedenfalls sag' ich dem Fräulein Bescheid, daß Sie kommen, Herr Kommissar ... Aber jetzt bitte entschuldigen Sie mich, ich muß nach Hause. Meine Frau wartet mit dem Essen!“

Indem kamen über den Marktplatz Dr. Losch und ein anderer, fremder Herr auf sie beide zu.

„Warten Sie doch bitte noch einen Augenblick, Herr Professor!“ bat der Kommissar.

Der nickte zustimmend und sah den Herren entgegen, die offenbar den Kommissar suchten.

Herantretend bestätigte Dr. Losch das sofort. Er stellte seinen Begleiter als den Untersuchungsrichter Dr. Lindenblatt vor, der soeben aus Dramburg nachgekommen war. Ein kleiner, zierlicher Mann mit einem zarten Gesicht und goldblondem Spitzbärtchen.

„Wir brauchen Sie dringend, Herr Kommissar“, meinte der Staatsanwalt. „Die Zeit vergeht und wir bringen die Sache nicht weiter ... Ich habe vorläufig den Berliner Fahndungsdienst alarmiert, wegen der Edelsteinsammlung. Der Kerl wird doch gewiß versuchen, die Juwelen zu verkaufen ...“

„Ja, und existiert denn nicht eine genaue Liste von den einzelnen Stücken der Sammlung?“ fragte der Untersuchungsrichter mit einer hellklingenden Stimme dazwischen.

Der Kommissar zuckte die Achseln:

„Durch die unbedingte Schonung, die die überfallene Frau de Ruyter braucht, sind manche Recherchen bis jetzt nicht möglich gewesen ... In einem Hause, in dem das Familienoberhaupt mit dem Tode ringt, kann man seine Feststellungen nicht so unbehindert treffen; besonders wenn, wie der Herr Staatsanwalt ja wissen, das Krankenzimmer auch zugleich das Tatzimmer ist ...“

Der Geheimrat nickte zustimmend. Dann meinte er, den Kommissar am Arm rührend:

„Verzeihen Sie bitte, meine Herren, wenn ich mich jetzt empfehle ... meine Frau ...“

Dr. Splitterricht unterbrach ihn –.

„Bitte, verehrter Herr Geheimrat, mir persönlich läge außerordentlich daran, wenn Herr Geheimrat unserer ersten, gemeinsamen Beratung beiwohnen wollten! Der Herr Geheimrat gehört zu den wenigen, die die Verletzte genau kennen. Sie allein können uns gewisse Aufklärungen geben über den Kreis von Personen, die mit Frau de Ruyter und ihren Angehörigen im Verkehr stehen. Das heißt, ich habe jetzt besonders den Herrn Wolf Stark, den Neffen im Auge, der nämlich vor einer Stunde etwa aus Berlin zurückgekehrt ist, per Auto, und der jetzt zu Hause ist ...“

Mit den letzten Worten hatte sich Dr. Splitterricht an den Staatsanwalt gewandt. Der fuhr auf:

„Und das sagen Sie mir jetzt erst?“

Ruhig, leidenschaftslos erwiderte Dr. Splitterricht:

„Ich hatte vorher dazu keine Gelegenheit ... Ich habe auch außerdem noch über eine Anzahl wichtiger Tatsachen zu berichten ...“

Der kleine Dr. Lindenblatt nickte zustimmend:

„Also gut! ... Dann wollen wir so schnell als möglich ins Hotel zurück!“

Und Dr. Losch sagte zu Professor Wildner:

„Sie, Herr Geheimrat, können wir noch beim besten Willen nicht entlassen ... Ihre Sachkenntnis ist uns, wie der Herr Kommissar ganz richtig andeutete, allzu wichtig!“

„Dann beurlauben Sie mich wenigstens für zehn Minuten! ... Ich wohne dort drüben, gleich am Eingang der Leopoldstraße in der gelben Villa.“

Damit war man einverstanden, und während der Chirurg über den Platz eilte, zwischen den Menschen hindurch, die jetzt in dem bekannten Mann einen Vertrauten der Behörde sahen und ihm deshalb doppelt respektvoll Platz machten, gingen die drei andern Herren zurück ins Hotel.

Der Staatsanwalt stand mit dem Rücken gegen das offene Fenster, daß seine hagere Figur sich schwarz in das Goldlicht des Unterganges zeichnete:

„Also Sie sind der Meinung, dieser de Ruyter stände der Tat nicht fern?“

Dr. Splittericht nickte:

„Ich bin überzeugt, er steht in irgendeiner Beziehung dazu.“

„Und trotzdem sind Sie gegen die Verhaftung?“

„Ja, weil ich es für wahrscheinlich halte, daß wir durch den einen den andern kriegen!“

„Haben Sie den Stein bei sich, den Sie in de Ruyters Zimmer gefunden haben, Herr Doktor?“ fragte der Untersuchungsrichter.

„Hier, bitte ...“

„Wie heißt er doch?“

„Es ist ein Alexandrit. Fräulein de Ruyter sagte es. Er hat drei verschiedenfarbige Strahlenbrechungen und soll von besonderer Stärke und Schönheit in der Farbe sein.“

„Daß er aus der Sammlung stammt, ist sicher?“

Mit einer zustimmenden Gebärde erwiderte Dr. Splittericht:

„Ich verlaß mich da ganz auf das Fräulein ... die junge Dame macht einen besonders guten, wahrheitsliebenden Eindruck.“

Das konnte Dr. Losch nur bestätigen. Er fragte:

„Weitere Nachforschungen haben Sie im Hause selbst nicht vorgenommen?“

„Das erschien mir nicht rätlich, wenn ich de Ruyter nicht mißtrauisch machen wollte. Schon daß ich ihm den Stein gezeigt habe, war vielleicht ein Fehler. Aber er scheint seiner Sache sehr sicher zu sein. Das Alibi ist ja auch in der Tat kaum zu erschüttern.“

„Hm ...“ Der Staatsanwalt lehnte noch immer im Fensterrahmen ... So im letzten Licht, mit dem leicht zur Seite gewandten Kopf, dessen Profil mit seiner Hakennase und der schmalen, eckigen Stirn ganz im Schatten stand, hatte er wirklich etwas vom Diabolus – und war sich dessen wohl auch ein wenig bewußt.

Er lachte fast unheimlich:

„Das werden wir erst noch nachzuprüfen haben, dieses Alibi des Herrn de Ruyter. Ich glaube, Herr Kommissar, das wird vor der Hand Ihre Hauptaufgabe sein müssen. Was meinen Sie, lieber Lindenblatt?“

Der Untersuchungsrichter war ganz derselben Ansicht.

„Gewiß, das beste ist, wenn sich der Herr Kommissar den schnellsten Wagen besorgt, der hier aufzutreiben ist, und nach Berlin fährt ...“ Er wandte sich an Dr. Splittericht: „In anderthalb Stunden sind Sie da, Herr Doktor ... anderthalb zurück ... in Berlin werden Sie, denk' ich, etwa eine zu tun haben ... eine Stunde ... so können wir hier vielleicht schon um Mitternacht Ihren

Bericht hören und dann jedenfalls noch rechtzeitig den Verhaftsbefehl geben ...“

Der Kommissar sagte nachdenklich:

„Ich hatte mich darauf eingerichtet, die Nacht im de Ruyterschen Hause zu wachen.“

„Weshalb?“

„Weshalb?“ ... beantwortete der Kommissar die etwas brüske Frage, „das ist nicht so einfach zu erklären, Herr Staatsanwalt ... Das heißt – der eine Teil der Antwort ist leicht gegeben: bei einem so gravierenden Verdacht gegen den Neffen der Überfallenen, der sich doch jetzt unbeobachtet im Hause aufhält, bestehen für mich gewisse Bedenken hinsichtlich der Sicherheit des Fräulein de Ruyter ...“

„Und die wollen Sie bewachen?“ höhnte Dr. Losch.

„Ob ich oder ein anderer, bleibt sich gleich ... Eine gewisse Garantie sind ihr die Behörden, da sie nun einmal hier sind, wohl schuldig. Aber das ist nicht der Hauptgrund! Ich ... ich gebe etwas auf Ahnungen ... und ein bestimmtes Gefühl sagt mir, daß sich die Ereignisse dort in dem stillen, weißen Hause noch nicht erschöpft haben ...“

„Ihre Ahnungen in allen Ehren ...“ sagte der Staatsanwalt.

Der Untersuchungsrichter fiel ihm ins Wort. Er sprach lauter als sonst:

„Ich weiß, Herr Doktor, daß und was für den Kriminalisten auf die Intuition ankommt. Und ich weiß, daß gerade Sie von Ihren schwierigsten Fällen einige fast rein divinatorisch aufgeklärt haben ... aber hier, in unserem Falle? ... Was haben wir hier? ... Hier ist eine alte, sehr reiche Dame angefallen worden, die eine Nichte und einen Neffen besitzt. Die erstere kommt nicht, der Neffe desto mehr in Frage, wenn auch nicht direkt für die Verübung des Raubanfalles ... Am Abend vor der Tat werden beide, die Nichte wie die Tante, durch ein dem Wein beigemischtes Narkotikum betäubt. Die Tante ist darauf überfallen worden. Die Nichte hat von der Untat, obwohl sie sonst einen recht leisen Schlaf besitzen will, nichts gehört, war auch gar nicht zu ermuntern am Morgen. Dasselbe behauptet der Neffe von sich – ob mit Recht oder Unrecht, das, Herr Kommissar, sollte sich meines Erachtens in dem Hotel, in dem de Ruyter genächtigt hat, feststellen lassen! ... Und da setzt schon Ihre sehr wichtige und eilige Aufgabe ein: wissen wir denn, ob ein erst morgen ausgefertigter Verhaftsbefehl nicht zu spät kommt? ... Der Verdächtige verfügt jetzt offenbar über reiche Mittel! ... Und verdächtig ist er, weiß Gott! Mehr als verdächtig! ... Wie sollte ein landfremder Verbrecher wissen, daß die Tresorschlüssel in dem silbernen Kästchen lagen und besonders, daß das gewiß gut versteckte Zettelchen mit den Stellziffern in der Falte des Seidenfutters steckte? Das konnte nur de Ruyter selbst ausspioniert haben, der natürlich im geheimen immer hinter den beiden Frauen her war, die er wahrscheinlich längst hatte berauben wollen! ...“

Dr. Splittericht hörte aufmerksam zu. Er wunderte sich nur, wie jemand so viel hintereinander sprechen konnte über etwas, was doch eigentlich die hier im Zimmer Befindlichen alle gut genug wußten.

„Und dann,“ fuhr Dr. Lindenblatt fort, „die Möglichkeit, die Nacht über im Hause drüben zu wachen, die bleibt Ihnen ja immer, Herr Kommissar! ... Um Mitternacht sind Sie sicher wieder hier.“

Der Kommissar nickte langsam.

„Ihre Ansichten scheinen von den unseren abzuweichen“, sagte Dr. Losch scharf.

Dr. Splittericht sah den Staatsanwalt nachdenklich an, mit einem Blick, als sähe er durch den hageren Mann, der im hellen Fenster stand, hindurch in der Ferne nebelhafte Dinge, die erst

erstehen wollten; dann sagte er:

„Ich lege vielleicht nur deswegen nicht so viel Wert auf die Feststellungen in Berlin, weil irgend etwas in mir oder um mich herum ist ...“

Er verstummte eine Weile; in der halben Dämmerung der Fensternähe sah man nur noch seine grauen Augen, die sich vergrößerten und ein merkwürdiges Leuchten hatten. Dann sprach er langsam und die Stimme niederhaltend weiter:

„Es ist etwas da, was mich hier festhalten will, aber ...“ Er zwang sich selbst in die Wirklichkeit und in die nüchterne Nähe der beiden Männer zurück, die ihn kaum verstanden:

„Sind die Herren mit dem Auto von Berlin gekommen?“

Dr. Losch verneinte.

„Das war auch nur einer von den alten Rumpelkästen vom Bahnhof, gerade wie das Ihre ...“

„Und meinen Chauffeur hab' ich gefragt: es ist ganz ausgeschlossen, daß ich auf diese Weise nach Berlin komme!“

„Was machen wir da?“

„Ließen sich die Recherchen nicht am Ende auch telephonisch ausführen?“ fragte Dr. Lindenblatt.

Der Kommissar schüttelte den Kopf.

„Sie werden wissen, Herr Rat, wie wenig gern die Hoteliers über ihre Gäste Auskunft geben. Auch ist man, wenn nicht dem jungen Menschen selbst, so doch der Familie wohl eine gewisse Rücksicht schuldig ... es könnte ja trotzdem sein, daß unser Verdacht ...“

„Der Ihre, Herr Kommissar!“ warf Dr. Losch ein mit seiner schneidenden Stimme und mit dem grinsenden Lachen, das man jetzt mehr fühlte, als sah.

„Ganz recht, mein Verdacht.“ Dem Kommissar blieb sein Gleichmut immer treu. „Es könnte doch sein ... irren ist ja menschlich ...“

Nun lachte der Untersuchungsrichter:

„Es wird behauptet, daß das bei Ihnen ausgeschlossen ist, lieber Herr Doktor! Na, jedenfalls – wir tun, was wir können ...“

„Aber haben damit immer noch kein Auto!“ klang die sarkastische Stimme vom Fenster her.

„Es sei denn, daß ich Ihnen das meine zur Verfügung stellen darf“, sagte da jemand aus dem Dunkeln von der Tür her. Professor Wildner war, nachdem man sein Anklopfen im Gespräch und Lachen überhört hatte, leise durch die nur angelehnte Tür eingetreten.

Er besäße einen großen, sehr leistungsfähigen Tourenwagen, außerdem auch einen durchaus zuverlässigen Chauffeur. Beides wolle er gern in den Dienst der gerechten Sache stellen ... Indessen glaube er den Herren noch einen anderen wertvollen Wink geben zu können: im Hotel „Waldfrieden“ sei gestern spät abends mit dem letzten Berliner Zug ein elegant gekleideter junger Mann angekommen, der aber nur eine Handtasche als Gepäck gehabt habe ... Er hätte noch zu Abend gegessen und eine Flasche Wein getrunken und wäre mit dem Frühzug um 6 Uhr 45 schon wieder abgefahren. Schon gleich nach fünf sei er nach dem Bahnhof gegangen ...

„Das sieht ja wirklich etwas nach dem Komplizen aus!“ meinte der Untersuchungsrichter, den Staatsanwalt anblickend.

Der sagte ironisch:

„Die Braut ist zu schön, meine Herren ...! Sie kennen ja wohl das alte Sprichwort, das – auf unsere Verhältnisse angewendet – etwa heißen mußte: an so klare, glatte und mühelose Erfolge

glaubt der Kriminalist nicht.“

„Aber ich meine doch, Herrn Dr. Splittericht winkt da eine sehr interessante Aufgabe!“ entgegnete der Geheimrat. „Ja, und das Wichtigste hätte ich beinah’ noch vergessen ... der junge Mann war ein Amerikaner ...“

„Wieso?“ fragte der Kommissar ...

„Herr Claudius, der Direktor drüben vom „Waldfrieden“ – er hatte, kurz bevor ich kam, schon bei meiner Frau angeklingelt –, der sagte, er sei zufällig gestern noch unten gewesen im Speisesaal, als der junge Mann kam ... Der hätte zwar deutsch, aber mit ausgesprochen amerikanischer Färbung gesprochen. Auch seine Kleidung sei so bezeichnend für den Amerikaner gewesen, daß Claudius, der selber jahrelang drüben war, meint, er könnte sich da gar nicht irren.“

Die Herren schwiegen eine Weile, dann sagte der Untersuchungsrichter:

„Jedenfalls unsern allerbesten Dank, Herr Geheimrat! ... Und besonders auch für den Wagen, den Sie dem Herrn Kommissar gütigst zur Verfügung stellen wollen!“

„Ja,“ fiel Dr. Losch ein, „es wäre recht gut, wenn Sie,“ mit einer Kopfbewegung zu dem Kommissar hin, „sofort abfahren könnten.“

Statt des Kommissars antwortete der Geheimrat:

„Mein Chauffeur ist zu Haus und auch sonst ist wohl alles in Ordnung. In zehn Minuten hält der Wagen vor der Villa! Wenn Sie dann drüben sein wollen, Herr Doktor?“

Der Doktor-Kommissar sagte mit einer Verneigung zu dem alten Herrn hin, er käme gleich mit! Wenn nicht etwa – und nun stand er förmlich stramm vor Dr. Losch – der Herr Staatsanwalt noch sonstige Befehle für ihn hätte? ...

Der plötzliche, der Situation gar nicht angepaßte Ernst des Kommissars wirkte unwiderstehlich. Es war gut, daß es so dunkel war im Zimmer, sonst hätte man das Lächeln des sich abwendenden Untersuchungsrichters sehen müssen. Nur der alte Geheimrat – der war ein zu natürlicher Mensch. Der konnte sich seiner Heiterkeit nicht entschlagen, fing an zu brummen und platzte schließlich laut los. Nun lachte auch Dr. Lindenblatt und schließlich stimmte der Staatsanwalt selbst in das Konzert mit ein.

„Ich werde zu leicht mißverstanden,“ sagte er, „weil ich keine Floskeln mache ... und ich will keine machen, weil man dadurch leicht zu Kompromissen kommt, die für meinen Beruf nicht passen!“

Jetzt spottete Dr. Lindenblatt mit Heine:

„... Und macht ein verständlich System daraus!“

„Na ja, Sie mögen recht haben, Kollege.“ Dr. Losch grinste schon wieder boshaft: „Der eine ist böse von Jugend auf und der andere wird’s erst im Alter ... Der sieht aus wie ein Mädchen und ist ein ausgemachter Deubel, und jener hat die Teufelsmaske und kann letzten Endes doch sein Herz nicht festhalten ... Pardon! ... Ich glaube, da hab’ ich schon wieder wo angestoßen?!“

„Nein, nein!“ lachte Dr. Lindenblatt, „ich habe zwar eine zarte Haut, aber dafür ein sehr dickes Fell!“

„Und wir beide, der Herr Geheimrat und ich, dürfen uns wohl jetzt empfehlen?“

Auch der Kommissar hatte nun einen viel freundlicheren Ton in der Stimme. Er war ja in seiner Gerichtspraxis an Menschen und Juristen aller Art gewöhnt, aber er arbeitete doch lieber mit den Männern, die in ihm den gleichstehenden Gebildeten, als mit den anderen, die nur den mittleren Polizeibeamten in ihm sahen.

Fünfzehn Minuten danach saß er in dem großen, bequemen Wagen und drückte mit herzlichen Dankworten die Hand des Arztes, der neben dem Schlag stand und ihm noch ein Fläschchen alten Portwein in die Wagentasche schob, als kleine Herzstärkung für die nächtliche Fahrt.

Dann glitt der Wagen um die Ecke der Leopoldstraße über den Markt in die Bahnhofsallee, deren tiefe Dämmerung die gewaltigen Scheinwerferlaternen des Autos wie Rauch fortbliesen.

Die Reise in der mond hellen Mainacht war herrlich. Der Wagenlenker steuerte hinter seinen strahlenden Lichtern so geschickt, daß der Kommissar die 60-Meilen-Geschwindigkeit in der tiefen Limousine nur an dem rasenden Wirbel der Chausseebäume merkte, die eine unerhörte Kraft hinter ihm wegzureißen schien. Aber dann kam der Wald, der wie eine schwarze Mauer zur Rechten und Linken stand und dessen Wipfel in dem Fahrtsturm das Lied einer neuen, rastlos jagenden Zeit sangen.

Um halb acht Uhr war Dr. Splitterricht von Breitenberg abgefahren, genau um neun hielt er vor dem Hotel in der Friedrichstraße, in dem Wolf Stark de Ruyter für gewöhnlich abstieg.

Ein Herr im tadellosen Gehrock mit leisen, weltmännischen Manieren bat den Beamten in sein Kontor.

„Herr de Ruyter ist seit Jahren ein geschätzter Gast bei uns, Herr Kommissar – ich bin der Geschäftsführer des Hauses ... Krause mein Name ... ja, und ich werde gleich noch einmal nachfragen ...“

Er nahm den Hörer vom Fernsprechapparat:

„Oberkellner Beier soll sofort hierherkommen!“

Keine zwei Minuten und der „Ober“ trat ein.

„Herr Wolf Stark de Ruyter hat vom Freitag zum Sonnabend, also von vorgestern zu gestern nacht, bei uns gewohnt, nicht wahr, Herr Beier?“

„Sehr wohl, Herr Geschäftsführer ... ich habe Herrn de Ruyter persönlich bedient ... wie immer ... und ...“

„War Herr de Ruyter die ganze Nacht im Hotel?“ unterbrach ihn Dr. Splitterricht.

„Jawohl, das heißt er kam gegen ein Uhr hier an, dann hat er noch etwas gegessen – ich glaube einen Hummer in Aspik – und eine Flasche Sekt getrunken. Seine gewöhnliche Marke „Irroy, Extra dry“ ... Dann hab’ ich ihn selbst nach oben begleitet.“

„Ob er noch einmal fortgegangen ist, wissen Sie nicht?“

„Nein, aber vielleicht der Portier ...“

„Wollen Sie den bitte mal rufen lassen, Herr Direktor?“

Der im schwarzen Gehrock nickte und gab telephonische Weisung. Darauf erschien mit seiner bordierten Mütze die eigentliche Hauptperson des Hotels, die sich dessen auch wohl bewußt schien:

„Gäste, die nachts rumbummeln, die gibt’s bei uns eigentlich so gut wie gar nicht ...“ sagte er. „Hier verkehrt durchweg nur das beste Publikum ... und gerade Herr de Ruyter ... der Herr ist doch Kavalier!“

Dr. Splitterrichts Mundecken krausten sich:

„Also fort war er in der Nacht nicht mehr?“

Der Portier antwortete nur durch eine Gebärde seiner großen, kräftigen Manneshand. Dann fragte der Vielbeschäftigte:

„Sonst noch etwas gefällig?“

Und verschwand eilig, da man ihn nicht mehr aufhielt.

„Wissen Sie, Herr Beier, wo Herr de Ruyter für gewöhnlich seinen Nachmittagskaffee nimmt?“

Der Oberkellner, der längst in Splittericht den „Geheimen“ witterte, hob leicht die Schultern; dann sah er seinen Direktor an, dessen Augen ihm Bejahung zuzuplinken schienen.

„Soviel ich weiß, verkehrt Herr de Ruyter im Café Metropol ...“

„Wollen Sie die Güte haben, Herr Krause“, sagte jetzt der Kommissar, „sich dort in den bequemen Klubsessel niederlassen ... So, ganz recht ... Nun bitte ich Sie, Herr Beier, einmal hierher zu treten! So ... ja ... Herr Krause erteilt Ihnen nämlich – ich weiß das bestimmt – im Vorhinein die Erlaubnis, jede meiner Fragen wahrheitsgemäß zu beantworten!“

Der Oberkellner war etwas perplex. Doch stand er jetzt, dem Hoteldirektor den Rücken kehrend, Dr. Splittericht Rede und Antwort.

„Als Sie heute früh Herrn de Ruyter weckten, ist Ihnen da etwas Besonderes aufgefallen?“

„Inwiefern meinen Sie, Herr ...?“

„Ich bin Kriminalkommissar und das „inwiefern?“ will ich von Ihnen beantwortet haben!“

„Ja, das heißt ... ich habe Herrn de Ruyter eigentlich gar nicht geweckt.“

„Wer denn? Der Hausdiener?“

„Nein, niemand.“

„Also steht Herr de Ruyter immer ungeweckt auf? ... Wohl ziemlich früh schon?“

Des Kommissars stehende Gewohnheit war es, in seinen Fragen scheinbar das Gegenteil dessen anzustreben, was er eigentlich hören wollte. Das bewährte sich hier, wie so oft schon.

Der Oberkellner zögerte etwas, dann sagte er:

„Herr de Ruyter schläft für gewöhnlich sehr lange, weil er oft im Klub oder sonstwo bis gegen Morgen aufgehalten wird ...“

„Aber gestern ist er verhältnismäßig früh schlafen gegangen, nicht wahr? ... Wann denn ungefähr?“

„Um halb eins.“

„So ... halb eins ... und wann hat er heute seinen Kaffee bestellt?“

„Gegen acht.“

„Sie waren selbst oben?“

„Ja.“

„Betraten Sie das Zimmer? Das Schlafzimmer des Herrn meine ich?“

Der Oberkellner, jetzt ganz im Bann des Kriminalisten, nickte ergeben:

„Jawohl.“

„Und da lag Herr de Ruyter noch im Bett?“

„Nein, er war schon aufgestanden.“

„So ... beim Anziehen, wahrscheinlich?“

„Nein ... ich habe mich, offen gestanden, ein bißchen gewundert ... Herr de Ruyter war schon vollständig in Toilette ... Er stand am offenen Fenster, rauchte 'ne Zigarette und sah auf die Straße. So mußte er's wohl überhört haben, daß ich reinkam ... denn ...“

„Nun? ... Was war denn?“

„Tja! ... mir schien ... ich hatte, ganz offengestanden, den Eindruck, als ob Herr de Ruyter, wie ich rein kam – das heißt wie er mich bemerkte, da erschrak er ... Er fuhr ordentlich zusammen ...“

„Aber das fiel Ihnen nicht besonders auf? ... Sie dachten eben, das käme, weil Sie so unvermutet vor ihm standen?“

„Ja, ganz recht, Herr Kommissar.“

„So, ich danke Ihnen schön ... Auch Ihnen, bester Herr Krause. Sie haben ja das Gespräch mit Herrn Beier gehört. Es könnte sein, daß ich später darauf zurückgreifen muß!“

Dann stand Dr. Splitterricht wieder auf der auch jetzt in der Nacht von lautem Verkehr erfüllten Straße und nannte dem Chauffeur die Adresse des Café Metropol.

Dort bestätigte der Kellner dem Kommissar genau das, was Wolf Stark am Nachmittag bekundet hatte: der junge Herr sei halb ohnmächtig hintenübergesunken, als er die Zeitung las ... Das ganze Café habe sich nachher, wie seine Freunde mit ihm wegfuhr, noch lange darüber unterhalten.

So wußte der Kommissar, was ihm wichtig war, und wessen er sicher gewesen wäre, auch ohne erst nach Berlin zu fahren ... Nun drängte es ihn und rief ihn förmlich zurück nach Breitenberg ...

Er sah nach der Uhr ... Doch schon nach halb elf! ... Er konnte kaum um Mitternacht zurück sein.

Der Wagen ratterte an ... Dann glitt er die Straße hinauf und auf den lichtbeglänzten Asphalt des Fahrdammes zwischen den Menschenmassen, die zu beiden Seiten wie brausende Ströme hintrieben ... Und während die Gegend dunkler, die Straßen lichtloser und die Menschen immer seltener wurden, formte sich in des Kriminalkommissars Hirn immer deutlicher das Bild jener grassen Tat, erschienen auf der hellen Fläche seiner Phantasie klar und greifbar die Silhouetten derjenigen, die die Blutschuld trugen.

IV.

Pünktlich acht Uhr fünfzig Minuten war Geheimrat Wildner auf dem Bahnhof und konnte gleich darauf die Krankenschwester begrüßen, die er von einem der großen Krankenhäuser der Hauptstadt erbeten hatte.

Schwester Adelheid war ein kräftiges Mädchen mit einem energischen Gesicht und hellen, mutigen Augen. Sie hörte dem Geheimrat, der ihr den Fall erklärte, gespannt zu und bewies durch ihre Zwischenfragen, daß sie mit allem vertraut war, was hier von ihr erwartet wurde. Dem Geheimrat war ihr festes, zielsicheres Wesen eine große Beruhigung, er fühlte, daß er getrost einen Teil seiner Verantwortung in diese klaren Hände legen konnte, denen alles Zugreifen bei der doch oft harten Arbeit nichts von ihrem natürlichen Adel hatte rauben können.

Als der Professor selbst die Nacht über im de Ruyterschen Hause bleiben wollte, bat die Schwester ihn, sich doch nicht unnötig seiner Nachtruhe zu berauben. Und als Thekla, deren Berührung mit Schwester Adelheid bei beiden jungen Mädchen eine sichtliche Sympathie auslöste, sich ebenso gegen sein Hierbleiben im Hause wandte, da gab der alte Herr im Herzen wohl nicht so ungern nach, empfahl aber, ihn, wenn irgend etwas Unvorhergesehenes einträte, sofort telephonisch anzurufen.

Das versprachen die jungen Damen und hatten außerdem für alle Fälle die Köchin Minna und die Zofe Lilli neben Theklas Schlafgemach, in dem ersten der beiden Fremdenzimmer einquartiert.

Die Kranke war ziemlich ruhig. Thekla ließ deshalb nicht nach bis Schwester Adelheid sich in die Nachtwache mit ihr zu teilen versprach.

„Wir bleiben dann beide frisch und das kommt unserer lieben Kranken zugute,“ hatte sie gesagt.

Jetzt lag sie auf dem Divan im Boudoir und schlief fest und ruhig, während die Schwester am Bett der im Fieberschlaf leise ächzenden Frau saß und an einem langen, weißen Wollschal strickte.

Die Uhr schlug zwölf.

Und die Schwester, die in den Plan des Kommissars, die Nacht heimlich hier zu verbringen, eingeweiht war, dachte eben, daß der Beamte wohl doch längeren Aufenthalt, als er selbst vorausgesehen hatte, in Berlin haben mochte und so am Ende nicht rechtzeitig würde hier sein können. Aber diese Aussicht, allein zu bleiben, flößte ihr keineswegs Furcht ein. Die Türen zum Korridor waren verschlossen, es befanden sich hier oben außer der Kranken vier Frauen, und ein Druck auf die elektrische Klingel rief den Diener herbei, der mit einem Revolver bewaffnet war.

Indem Schwester Adelheid das überdachte, hörte sie ein fernes Geräusch.

Sollte es der Kriminalkommissar sein, der nun doch, wie versprochen, eintraf und von hinten her, durch das Gewächshaus hereinkam? ...

Schwester Adelheid lauschte angestrengt, aber nichts ließ sich mehr hören ... Trotzdem trieb sie etwas, sich zu erheben und an die Tür zu gehen. Da stand sie eine ganze Zeit und wollte schon, in der Meinung, sie hätte sich getäuscht, wieder an ihren Platz, als es ihr plötzlich wie ein Zucken durch die Nerven ging.

Sie hatte mit ihrem feinen Gehör erfaßt: draußen auf dem Korridor schlich jemand die mit weichen Matten belegte Diele entlang ...

War's der Kommissar, der heimlich dem Verbrechen nachspürte? – Der würde sich, wenn er von ihr oder Thekla etwas wollte, wohl melden ...

Da! – Nun preßte der Schwester, so mutig sie war, sich doch das Herz zusammen! Draußen faßte eine Hand an die Klinke der Tür, neben der Schwester Adelheid stand ...

Nein, das war der Kommissar nicht! ... Der würde nicht daran denken, auf solche Weise Einlaß in das Krankenzimmer zu suchen.

Die Schwester rührte sich nicht und ihr Atem ward so dünn und so leise, daß sie selbst es kaum spürte ... Ihr war, als flösse plötzlich ein kaltes Rieseln durch ihre Brust ...

Die Hand draußen drückte langsam mit unendlicher Vorsicht die Klinke nieder ...

War es der Verbrecher, der herein wollte? ... Und hatte er wirklich gedacht, auch in dieser Nacht offene Türen zu finden? ... War denn auch die Tür fest verschlossen? ... Um Gottes willen, wenn der Riegel des Schlosses nicht fest einhakte! ... Wenn es dem Schrecklichen gelang einzudringen ...

Einen Augenblick vor Entsetzen starr, wollte die Schwester im nächsten Thekla wecken, wollte nach dem Diener läuten – da ging die Klinke der Tür, auf die ihre Augen wie gebannt blickten, langsam wieder hoch ... Die Tür war fest geblieben ... die schleichenden Füße entfernten sich nach rechts ... und ... ja! ... sie machten von neuem halt vor der Boudoirtür.

Mit dem Unheimlichen zugleich glitt Schwester Adelheid, die bei ihren Nachtwachen Filzschuhe trug, ins Boudoir. Und hier stand sie ebenso, die Nerven wie Bogensaiten gespannt, nur durch ein paar hellgestrichene Bretter getrennt von jenem rätselhaften Unhold, der noch nicht zufrieden schien mit dem einen blutigen Opfer, das nebenan in Fieberträumen röchelte.

Aber dem starken Mädchen war der Mut wiedergekehrt. Und sie bedauerte nur das eine, daß der Kommissar nicht rechtzeitig hatte zurück sein können, daß er jetzt nicht hier an ihrer Stelle stand. Ja, es war ihr schrecklich, daß sie kein Mann war und nicht die Tür aufreißen, hinauspringen und den Schleichenden da draußen festnehmen konnte!

Auch hier war die Klinke langsam heruntergedrückt und ebenso behutsam wieder freigegeben worden ... Jetzt entfernten sich die tastenden Schritte immer nach rechts hin ... Flüsterte es nicht auch? ... Raunten nicht – wie aus Kellertiefen herauf – dumpfe Menschenstimmen? – Nein, das waren nur die Laute ihrer erregten Einbildung, ihr eigenes, pochendes Herz, das die Schwester täuschte.

Aber sie ging nicht von der Tür fort ... Und als die Kranke einmal heftiger stöhnte, sah sie schnell nach ihr und kam schattengleich zurück, noch immer auf die Fortsetzung jener Mörderschritte lauschend, die ihr Gemüt aufpeitschten.

Auf einmal knallte ein Schuß!

Er zerriß die Stille der Nacht mit Gewalt und flammte förmlich rothell auf vor der Horchenden ...

Thekla sprang empor:

„Was war das?“

In dem matten Schein der seidenverhangenen Birne in der Ständerlampe blickten die schwarzen Augen der Fragenden groß und schreckhaft:

„Was war das, Schwester?“

Thekla griff nach der Hand der anderen; die zitterte.

„Es hat geschossen ...“

„Hier im Hause?“

„Ja, es muß hier oben auf der Etage gewesen sein ... Ich stehe schon immer hier und horche ...“

Und Schwester Adelheid erzählte der Schwarzhaarigen, deren Züge das Grauen malte, von dem schleichenden Tritt draußen im Gange, vom verräterischen Druck auf die Klinken an ihren Zimmertüren.

Indem kamen kräftige Schritte den Korridor herauf; vor dem Boudoir hielten sie. Jemand klopfte.

„Wer ist da?“

„Ich bin's ... der Diener ... Martin ... Haben gnädiges Fräulein den Schuß gehört?“

Die Schwester öffnete.

Der Diener stand, die elektrische Taschenlampe in der linken, den Revolver in der rechten Hand, vor ihr und Thekla.

Die Schwester wunderte sich, daß er so schnell in die Kleider gekommen war.

„Ich habe nicht geschlafen,“ sagte der junge Mann einfach, „weil das gnädige Fräulein hier oben so allein war.“

Thekla lächelte. Und ihr Gesicht, auf dessen Wangen der Schlaf ein leises Rot gezaubert hatte, sah wie das eines erschreckten Kindes aus, das sich doch in guter Hut weiß.

„Das ist schön von Ihnen, Martin!“ sagte sie und der leise Klang ihrer Stimme redete von dem Schrecken, der noch in ihrer Seele war. „Aber wer hat bloß geschossen? ... War es denn wirklich hier im Hause?“

„Das ist ganz unzweifelhaft!“ nickte die Schwester, „da kann ich mich nicht täuschen!“

„Ich will nachsehen!“ Der Diener ging voran, die beiden Mädchen folgten, aber sie waren beide doch ein bißchen ängstlich.

Da ward das Rollen eines Autos vorm Hause hörbar.

„Der Kommissar,“ meinte Thekla. „Warten Sie doch noch, Martin.“

Die drei lauschten. Im Hause ging leise eine Tür.

Dann kam jemand behutsam die Treppe empor.

Thekla, deren Nerven nicht mehr standhielten, faßte schreckhaft nach dem Arm der Schwester, die, sie beruhigend, über das Geländer hinabsah.

„Es ist der Kommissar.“

„Ist etwas geschehen?“ fragte Dr. Splittericht schon im Heraufsteigen.

„Ja ... ein Schuß ... Es hat jemand im Hause geschossen.“

„Wo waren Sie währenddem, Schwester?“

„Ich stand an der Tür des Boudoirs.“

Und sie erzählte ihm vom Schleichen auf dem Korridor.

„Es ist besser, die Damen bleiben vorläufig hier ... Sie,“ der Kommissar wandte sich zum Diener, „Sie können mit mir gehen!“

Damit ging Dr. Splittericht voraus, Martin folgte ihm. Die beiden Mädchen traten in ihr Zimmer zurück, ließen aber die Tür auf; der Drang zu wissen, was nun in dieser schlimmen Bilderreihe folgen werde, war stärker als ihre Furcht vor Gefahr.

Als sie um die Korridorecke waren, blieb der Kommissar stehen und sagte leise zu dem

Diener:

„Machen Sie sich für alle Fälle fertig! Schießen Sie bei dem geringsten Zeichen von Widerstand oder Angriff!“

Der Diener tat, wie ihm geboten. Die Taschenlampe hatte der Doktor-Kommissar genommen. Er ging vorauf.

Als sie vor des jungen de Ruyters Atelier standen und Dr. Splittericht die Klinke probierte, sagte er:

„Natürlich ... verschlossen ... Aber einen Schlosser zu holen, ist keine Zeit ... halten Sie mal!“

Er gab Martin die Laterne und seine Browningpistole. Dann holte er einen starken Nickfänger aus der Tasche und zersplitterte mit ein paar kraftvollen Stoßhieben die Türfüllung an ihrer schwächsten Stelle.

Durch das Loch sah er vorsichtig zuerst schräg, dann geradeaus in den erhellten Raum.

„Aha!“ sagte er in gedämpftem Ton, „das hab’ ich mir fast gedacht!“

Nun erweiterte er die Öffnung in dem zerbrochenen Türbrett und schloß hineingreifend auf.

Auf der mit grauem Fries ausgeschlagenen Diele, in der Nähe des großen, mit Mappen bedeckten Tisches lag Wolf Stark de Ruyter.

Er lag auf Gesicht und Brust, das rechte Bein etwas angezogen, als ob er sich im Sterben noch kriechend hätte weiterbewegen wollen.

Er war tot!

Der Kommissar drehte den Körper sofort auf den Rücken und horchte nach dem Herzen, das für ewig still stand. Das Gesicht des Erschossenen, dessen merkwürdig spitz vorgebeugte Nasen- und Stirnpartie schon im Leben auffiel, hatte jetzt in seiner fahlen, leblosen Blässe etwas Geierartiges; die gebrochenen, nur halb geschlossenen Augen vervollkommneten diesen häßlichen, das Mitleid ertötenden Ausdruck.

Als der Rock beim Umdrehen des Leichnams zurückfiel, zeigte sich auf der linken Brustseite eine durchblutete Stelle. Die Kugel hatte offenbar das Herz getroffen.

Die Waffe, ein englischer Smith-Wesson-Revolver von starkem Kaliber, lag ganz nahe der etwas zusammengekrampften rechten Hand. Wie aber der Kommissar den Revolver aufhob, sah er unter dem dicht dabeistehenden Ledersessel, der sehr niedrige Füße hatte, einen goldenen Bleistift. Er hob ihn auf und steckte ihn ebenso wie den Revolver zu sich.

Dann wandte er sich zu dem Diener:

„Sie müssen sofort ’rüber ins Hotel „Goldfasan“. Lassen Sie sich dort dem Herrn Staatsanwaltschaftsrat Dr. Losch melden! ... Dr. Losch, das werden Sie behalten, ja?“

Der Diener nickte.

„Herrn Staatsanwaltschaftsrat Dr. Losch.“

„Ganz recht ... Der Herr Staatsanwalt möchte die Freundlichkeit haben und gleich herüberkommen ... Sie können ihm ja kurz berichten, was passiert ist!“

Der Diener ging und der Kommissar folgte ihm:

„Warten Sie, ich komme mit!“

Er wollte doch lieber selbst den beiden Damen die neue, trübe Kunde bringen.

Schwester Adelheld und Thekla standen noch immer voll banger Erwartung in der offenen

Tür. Aber bei ihnen war die Köchin, in deren groben Zügen mehr Ärger über all das Unheil, das ihre Herrschaft traf, als Angst zu lesen war, und an der Flurwand lehnte blaß, mit fliegenden Gliedern, die Zofe, die Thekla zu beruhigen versuchte.

„Gehen Sie! ... Gehen Sie schnell!“ sagte Dr. Splitterricht zu dem Diener, der einen Moment den Schritt verhielt. Dann wandte er sich an Thekla:

„Mein gnädiges Fräulein, ich muß Ihnen eine neue, betrübende Mitteilung machen: Ihr Herr Vetter hat sich aller Wahrscheinlichkeit nach erschossen.“

Ein dumpfer Fall! ... Niemand hatte auf die Zofe geachtet und Dr. Splitterricht, der sie fallen sah, kam zu spät, um sie aufzufangen.

Die Köchin, die wütend vor sich hin brummte, und Schwester Adelheid trugen die Ohnmächtige ins Boudoir auf den Divan, wo sie vom Einatmen aus einem Fläschchen Melissengeist, das Schwester Adelheid ihr unter das spitze, weiße Näschen hielt, bald erwachte.

Die kleine Blonde sah sich wirr um und wimmerte:

„Ach, der arme Herr Wolf ... Er hat sich gewiß nicht allein tot gemacht ... Der arme Herr Wolf ...“

Dann wurde sie aus einmal glühend rot, setzte sich, schuldbewußt zu Thekla hinschauend, auf und hob die Beine, von denen das sich verschiebende Kleid niedliche Waden in durchbrochenen Strümpfen und zierliche Stiefeletten sehen ließ, rasch vom Divan.

„Mein Gott“, sagte sie, „ich bin wohl umgefallen?“

Sie war aber so unsicher und litt so sichtlich unter einer verschwiegenen Angst, daß es Thekla auffiel.

Der Kommissar, die Schwester und auch die Köchin waren wieder auf den Korridor getreten. Thekla horchte in das Krankenzimmer hinein, wo sich nichts regte, dann setzte sie sich neben die Zofe, fragte sie freundlich: „Ist Ihnen wieder besser, Lilli?“

Da brach das Mädchen plötzlich in ein haltloses Schluchzen aus.

In Thekla's Herz kam es wie Härte und Zorn:

„Tut Ihnen denn mein Vetter so leid?“

Es klang unversöhnlich, und Lilli merkte das.

„Nein ... nein ...“ log sie. Sie bezwang sich noch. Aber plötzlich durchbrach ihr Weh alle Dämme. Sie schluchzte so laut, daß die Schwester hereinblickte.

„Herr Wolf wollte mich ja heiraten ...“

Das klang in allem Leid so komisch, daß Thekla lächelte. Aber dann kam ihr doch gleich die Schuld, die der Abgeschiedene auch hier wieder auf sich geladen hatte, zum Bewußtsein. Sie fragte:

„Haben Sie ihm das geglaubt, Lilli?“

„Ja“, schluchzte die Kleine. „Er hat es ja geschworen!“

Thekla zwang sich vergeblich zu einem Mitgefühl. Sie brachte es nur über sich, die Zofe in das Schlafzimmer, das sie mit der Köchin teilte, zu führen, mit der ernsten Weisung, sich jetzt niederzulegen und, wenn möglich, zu schlafen.

Als Thekla wieder heraustrat auf den Gang, kamen eben in größter Eile Dr. Losch und der Untersuchungsrichter. Die Schwester hatte unterdessen an Geheimrat Wildner telephoniert.

Der Staatsanwalt war unzufrieden, daß Dr. Splitterricht nicht, bevor er hierherfuhr, ihn geweckt und über den Erfolg seiner Fahrt nach Berlin unterrichtet hatte.

Aber der Untersuchungsrichter meinte ganz zutreffend:

„Diese Recherchen – mögen sie nun ausgefallen sein, wie immer – sind doch jetzt überholt! ... Mit dem Selbstmord hat der Mann seine Schuld eingestanden ... Der Fall liegt für mich wenigstens einfach und sonnenklar.“

Thekla mußte, als Dr. Lindenblatt das sagte, an das Wort des kleinen, dummen, blonden Mädchens denken: „Er hat sich gewiß nicht allein totgemacht ...“ Sie sah Dr. Splitterricht an und meinte um dessen Mund jenen leisen Zug von Spott zu bemerken, der so ungewiß war, daß man kaum sagen konnte, ob der Kommissar wirklich für einen Augenblick gelächelt hatte.

Die Herren traten jetzt über die Schwelle des Ateliers.

Der Kommissar erklärte den Gerichtsherren die Lage der Leiche bei ihrer Auffindung. Er wies den Revolver vor, dessen gefüllte Patronentrommel nur eine leere Hülse zeigte, und hielt dann Dr. Losch den goldenen Bleistift hin:

„Das fand ich hier unter dem Sessel ... in unmittelbarer Nähe des Ermordeten.“

„Und welche Schlüsse ziehen Sie daraus?“

Der Kommissar zuckte die Achseln:

„Man könnte daran denken, der Erschossene hat noch in der letzten Minute irgend etwas aufschreiben wollen.“

Der Staatsanwalt überlegte, seine grauen Augen zusammenkneifend. Doch Dr. Lindenblatt sagte:

„Wenn ein Mensch sich das Leben nimmt, so pflegt er doch vorher, ehe er den entscheidenden Schritt tut, alles aufzuzeichnen, was ihm wichtig dünkt ...“

Er wollte noch mehr sagen, aber Dr. Losch unterbrach ihn, sein Gesicht bekam wieder den mephistophelischen Ausdruck:

„Merken Sie denn nicht, Herr Kollege, daß der Herr Kommissar unsere Ansicht von dem Selbstmord nicht teilt? So einfach dürfen die Fäden des Kriminaldramas nicht verlaufen! ... Da ist ja für den bekannten Kriminalisten gar kein Raum mehr! ... Aber, liebster Herr Kommissar,“ er wandte sich mit mehr Freundlichkeit an Dr. Splitterricht, „diesmal müssen wir uns schon mit den klaren, für sich selbst sprechenden Tatsachen zufriedengeben: der Mann hier hat sich erschossen!“

Dabei deutete er mit der Spitze seines überaus schmalen Lackstiefels auf den starren Körper, dessen weißes Gesicht, mit den verfallenden Augen und der großen, vorspringenden Nase, wie eine Gipsmaske in die Helligkeit des großen Raumes stach.

„Und den Mord? ...“ fragte Dr. Splitterricht, „oder vielmehr den Mordanfall – wer hat den begangen?“

„Den Überfall? ...“ Dr. Lindenblatt nagte an seiner Oberlippe. „Den Überfall ... ja, hat sich denn der tote de Ruyter auch wirklich in der vergangenen Nacht in Berlin aufgehalten, Herr Kommissar!“

„Das habe ich festgestellt, Herr Untersuchungsrichter. Der Tote hat tatsächlich die Nacht in Berlin, im Hotel „Zum Schwan“ verbracht. Er ist etwa um halb eins zu Bett gegangen und, gegen seine Gewohnheit, schon vor acht Uhr aufgestanden. Der Kellner wunderte sich darüber, daß de Ruyter schon so früh fix und fertig am offenen Fenster stand, die Zigarette zwischen den Lippen, und daß er bei seinem Eintritt heftig zusammenschrak ... Von irgendeiner Nachwirkung des Opiats scheint also bei de Ruyter nichts zu merken gewesen sein ... Im übrigen stimmten seine Angaben: er war gestern nachmittag in größerer Gesellschaft im Café Metropol und ist dann per

Auto hierhergefahren.“

„Das berechtigt allerdings zu der Annahme, daß er einen Helfershelfer gehabt hat“, sagte Dr. Losch.

„Das ändert nichts an der Schuld de Ruyters, der von seinem Komplizen geprellt sein kann. Oder er hat aus Angst vor den Folgen seiner Tat zur Waffe gegriffen ...“

Der Untersuchungsrichter sprach noch weiter, aber die beiden anderen wandten sich zum Korridor hin, auf dem man schnelle Schritte hörte.

Geheimrat Wildner trat ein. Ging kurz grüßend bis an die Leiche und sagte:

„Das ist das Ende ... Gott sei Dank, er hat sich und uns eine Menge widerwärtige Arbeit erspart.“

Dr. Losch meinte: „Der Herr Kommissar ist nicht der Ansicht, daß er das beabsichtigt hat.“

„Wieso?“ Der Geheimrat wandte sich an Dr. Splitterricht. „Sie meinen, er hat nicht selber Hand an sich gelegt?“

Der zuckte die Achseln:

„Jedenfalls ist es nicht bewiesen ... und solange liegt die Möglichkeit vor, daß der Mittäter, das heißt eigentlich der Hauptschuldige, sich des unbequemen Mitwissers entledigt hat, der nebenbei sehr gefährlich für ihn werden mußte.“

„Ich will mir doch mal die Verwundung ansehen“, sagte der Geheimrat.

Der Diener, den Thekla hineingeschickt hatte, räumte den Tisch ab.

Er und der Kommissar legten den Leichnam darauf und entkleideten den Oberkörper.

Der linke Arm des Toten war ganz mit blauen Tätowierungen, alle möglichen Embleme darstellend, bedeckt. Auf der rechten Brust war ein schönes Bild eingätzt.

Der Staatsanwalt betrachtete all das sehr interessiert, zuckte aber abweisend die Schultern, als Dr. Lindenblatt sagte:

„Nach Lombroso sind das Merkmale des Gewohnheitsverbrechers.“

Geheimrat Wildner, der schon die Wunde an der linken Brust des Toten untersuchte, sah auf:

„Sie halten nichts von Cesare Lombroso?“

Der Staatsanwalt verzog nur grinsend den Mund.

„Nun“, sagte Wildner, „ich halte Lombroso für einen der größten Genien der Weltgeschichte ... Wohl eilt er seiner Zeit, die gerade juristisch und psychiatrisch noch im dicksten oder sagen wir besser im dümmsten Nebel steckt, ja, der eilt er um Jahrhunderte voraus ... Aber er ist der Heros einer besseren Epoche, die den Menschen so betrachten wird, wie er wirklich ist ... nicht, wie ihn verstiegene Idealisten und Flausenmacher uns erklären möchten!“

Der alte Gelehrte redete sich in Eifer. Er schloß:

„Ich weiß ja, das alles hat keinen Zweck! Die Herren Juristen sehen die Welt doch nur durch ihre Paragrafenbrille! ...“

Er hatte sich wieder über den Toten gebeugt, hatte seine Sonde aus der Tasche genommen und sie in den Wundkanal eingeführt. Er wurde sehr aufmerksam, sah Dr. Splitterricht an und meinte:

„Der Schußkanal geht merkwürdig schräg ... Der Mann müßte den Revolver ganz schief gehalten haben ... Außerdem fehlt an den Kleidern, an der Wäsche und ebenso auch am Körper jede Brandstelle! Was auch auffällig ist ... bitte, helfen Sie mir doch, den Körper mal

umdrehen!“

Der Diener griff zu und brachte den Leichnam auf's Gesicht.

„Da!“ sagte Geheimrat Wildner, auf einen dunklen Fleck unterhalb des rechten Schulterblattes fühlend, „hier sitzt die Kugel! ... Darf ich mal den Revolver sehen?“

Dr. Splitterricht reichte dem alten Herrn die Waffe, der eine Patrone aus der Kammer zog:

„Ja, ganz richtig ... ein Bleigeschoß, das trotz der starken Ladung den Körper nicht völlig durchschlagen hat, sondern unter der Haut steckengeblieben ist ... Ich bin nämlich Jäger, meine Herren, daher die ballistischen Kenntnisse!“

Dr. Lindenblatt und selbst der Staatsanwalt waren sehr interessiert.

„Und Sie meinen, Herr Geheimrat, eine derartige Wunde kann sich der Tote nicht selber beigebracht haben?“

Der Chirurg verzog ein wenig seinen weißen Schnurrbart.

„Daß er es nicht kann, Herr Staatsanwalt, oder vielmehr gekonnt hätte, das will ich nicht sagen ... Aber bei dieser, in einem völlig spitzen Winkel zur Körperdiagonale verlaufenden Schußrichtung ist ein Selbstmord sehr unwahrscheinlich. Auch pflegen die Leute, die sich das Leben nehmen und natürlich doch des Erfolges möglichst sicher sein wollen, für gewöhnlich die Waffe nicht so weit vom Körper abzuhalten. Bei sechs und acht Zentimeter Mündungsentfernung – ich habe mich für derartige Dinge bei den Kriminalprozessen immer sehr interessiert –, also bei annähernd einem Dezimeter Entfernung vom Körper ruft der Schuß, besonders aus einer so starkgeladenen Waffe, immer noch Verbrennungserscheinungen hervor. Aber selbst darüber würde ich wegsehen ... wenn ... wenn nicht diese ganz unmotiviert Schußrichtung. Hier, bitte, sehen Sie doch, quer durch den Oberkörper! Wenn die nicht wäre ... Was meinen Sie, Herr Doktor!“

Dr. Splitterricht zögerte, als wollte er den beiden anderen Herren erst Zeit und Gelegenheit geben, ihre Ansicht zu äußern. Die schwiegen aber. Deshalb sagte er: „Ich glaube, der Helfershelfer de Ruyters ist heute nacht wieder hergekommen Sei es, daß es sich nur um die Teilung der Beute handelte, oder, wie ich nach dem Tasten an der Boudoirtür fast vermute, daß er da noch etwas anderes vorhatte. Dann haben sich die beiden hier in de Ruyters Atelier auseinandergesetzt und dabei hat der Komplize nach einem wahrscheinlich längst verfaßten Plan de Ruyter erschossen ...“

Dr. Splitterricht atmete tief. Nicht daß ihm das Sprechen Mühe machte. Aber er empfand das viele Reden selbst als so überflüssig ...

„Sie meinen also,“ sagte der Staatsanwalt der bei all seiner Negation doch ein scharfer Kopf war, „der andere hat sich de Ruyters nur als Werkzeug bedient. Sie meinen, er hätte von vornherein beschlossen, ihn auszuschalten, sobald er seinen Dienst getan hatte ...“

„De Ruyter muß also ein ziemlicher Dummkopf gewesen sein,“ warf Dr. Lindenblatt ein, „daß er das nicht vorausgesehen hat!“

„Na hören Sie mal, Herr Kollege! Daß sie ermordet werden sollen, das sehen nur die wenigsten Menschen voraus!“

„Aber das mein' ich doch auch nicht! ... Die Folgen! ... An die Folgen seiner Mittäterschaft hatte de Ruyter doch denken müssen!“

„Er hätte mit dem Alibi kaum verhaftet werden können!“

„Aber das Opiat?“

„Das nachzuweisen ist dem Herrn Kommissar nur durch einen Zufall gelungen! Wenn das

Glas nicht zerbrochen wäre, würden wir nichts davon wissen.“

Der Geheimrat hatte den Körper mit dem hellgrauen Jackett zugedeckt. Er sagte:

„Ich werde ihn morgen abholen lassen ... wenn die Gerichtsbehörde einverstanden ist ... Sie wissen wohl, Herr Staatsanwalt, daß ich für den Ort auch die Totenschau habe – ... Ja, die Herren streiten sich über de Ruyters Erfolgsmöglichkeiten. Die waren ohne den Nachweis des Opiats und die Auffindung des Alexandrits in seinem Schlafzimmer nicht so gering. Aber wovon wir ausgegangen sind und was mir vorläufig am wichtigsten scheint, ist doch die Frage: hat de Ruyter Selbstmord begangen oder ist er erschossen worden? – Und da neige ich mit Herrn Dr. Splittericht, wie gesagt, ganz zu der letzten Annahme. Ich bin auch der Ansicht, daß der zweite Verbrecher, der ja ein ausgemachter Teufel sein muß, der geistige Urheber des ganzen Mordplanes ist ... denn alle Veranlassung hatte er ja zu dieser zweiten Bluttat! ... Offenbar hat der Mörder sein Opfer überrumpelt ... Sind Sie nicht auch meiner Ansicht, Herr Doktor?“

„Vollkommen, Herr Geheimrat! Ich stelle mir die letzte Tat etwa so vor: der zweite Verbrecher hat, während die Beute geteilt werden sollte, oder sonst bei einer Gelegenheit, den Moment abgewartet, wo de Ruyter ihm den Rücken zudrehte ... In diesem Moment hat er den Revolver gezogen, um dann, in dem Augenblick wo sich Wolf Stark ihm wieder zuwandte, loszudrücken ...“

Der Staatsanwalt nickte:

„Sehr wahrscheinlich! ... Ihn von hinten niederschließen, das wollte der Komplize nicht, weil dann die Fiktion des Selbstmordes fortgefallen wäre.“

„Womit,“ fiel der Untersuchungsrichter ein, „er uns aber auch nicht täuschen konnte, wie es sich jetzt erwiesen hat! Denn ...“

„Aber, lieber Herr Kollege!“ Dr. Losch kratzte sich in komischer Verzweiflung hinterm Ohr. Sie rennen doch immer nach der entgegengesetzten Seite ...“

„Wieso?“

„Weil es doch darauf gar nicht ankommt!“

„Aber hören Sie mal, lieber Losch!!!“

„Nein, ich höre jetzt nicht! ... Es ist nach zwei Uhr, und für mich hat so spät nur noch das Interesse, was unbedingt zur Sache gehört! Das ist aber, wie der Herr Kommissar es vorhin nannte, die zweite Tat, der höchstwahrscheinliche Mord des Unbekannten an de Ruyter! ... Ich sehe jetzt mit den anderen Herren ganz klar: de Ruyter hat die Kugel erhalten in dem Moment wo er sich umdrehte. Daher die schräge Richtung und das gänzliche Fehlen von Brandmalen an de Ruyters Kleidung und Körper ... Ja, bester Kollege, ich verstehe Ihr skeptisches Gesicht! Sie wollen sagen: was nützt alles das, solange wir den Doppelmörder nicht haben! ... Und da meine ich, heute nacht werden wir ihn wohl nicht mehr fangen! Ich bin jedenfalls zu müde dazu!“

„Ich eigentlich auch“, sagte Dr. Lindenblatt. Der Staatsanwalt hatte ihm die Hand gereicht, und das hatte ihn rasch versöhnt.

„Und daß ich mich den geehrten Herren Vorrednern anschließe, wird man bei meinem Alter begreiflich finden!“ sagte der Geheimrat.

Alle lächelten, nur des Kommissars Züge blieben sich immer gleich.

„Ich“ meinte er, „möchte, wie wir es ja besprochen haben, hier im Hause bleiben ...“

„Ja, glauben Sie denn, der Verbrecher wird zum dritten Male hierherkommen?“

„Das nicht, Herr Staatsanwalt, aber ich bin wie ein Jäger. Ich verzichte ungern darauf, wenn ich mir mal einen Ansitz oder etwas Derartiges vorgenommen habe.“

„Für seine Liebhabereien kann keiner!“ sagte Dr. Losch. Und der Untersuchungsrichter meinte:

„Ich kann mir das vorstellen! Bei dem Sport – denn eine Art Sport ist es doch, den Herr Dr. Splittericht betreibt –, da gelten keine Nerven! Da gibt es keine Müdigkeit! Da gibt’s nur eins: den Erfolg! Dem ordnet sich alles unter!“

„Na, und wollen Sie denn dem Herrn Kommissar nicht ein bißchen Gesellschaft leisten, lieber Lindenblatt?“ neckte der Staatsanwalt, „da hat er es doch leichter!“

„Ich danke – danke! Ich bin kein Sportsmann!“

Herr Dr. Lindenblatt stand schon in der Tür mit dem Geheimrat, der sich noch mal nach seiner Patientin umsehen wollte.

„Ist es Ihnen nicht ein bißchen gruselig mit dem da?“ fragte der Staatsanwalt, auf den Leichnam, der auf dem Tisch lag, hinzeigend.

„Ich war in den Pestjahren in Indien. Da hab’ ich Haufen von Leichen gesehen ... und was für welche ...“

„Sie kennen wohl überhaupt keine Furcht?“

„Ich weiß nicht,“ sagte Dr. Splittericht, „ich kann mir von der Art dieses Gefühls keine rechte Vorstellung machen.“

Gleich darauf war er allein im Atelier. Draußen im Gange hörte er noch Stimmen, hörte die der jungen Dame des Hauses deutlich aus den anderen heraus und dachte einen Augenblick daran, ob wohl ein Wesen wie Thekla, das ihm alle Sympathie einflößte, ihn in seinem Entschluß, allein zu bleiben, wankend machen könnte? ... Dann verklangen die Männerschritte die Treppe hinab, das Haustor ging. – Das Haustor ...

Ja, da hinaus hätte der Verbrecher doch entfliehen müssen ... Allerdings konnte er auch den Weg nach hinten durchs Treibhaus wählen, den der Kommissar selbst vorhin gegangen war und den de Ruyter seinem Komplizen wohl jedenfalls erklärt haben würde.

Aber auf alle Fälle hätte der Verbrecher doch den Gang entlang kommen müssen. Einen anderen Weg gab es einfach nicht, um das Haus zu verlassen. Es sei denn, daß er sich aus dem Fenster herabgelassen hätte, was hier am Markt, noch dazu bei dem hellen Mondschein, von der Straße aus sicher bemerkt worden wäre. Aber wie war das nun?

Die Krankenschwester, die doch einen recht sicheren Eindruck machte, hatte nur davon gesprochen, daß vor dem Schuß jemand über den Korridor geschlichen sei, an ihrer Tür haltgemacht hätte, dann leise weiter gegangen und schließlich auch vor der Boudoirtür stillgestanden wäre. Dann sollte er nach rechts, also zurück nach dem Atelier geschlichen sein.

Aber war er auch von dort gekommen?

Wahrscheinlich doch! Er mußte doch von unten herauf irgendwie ins Haus gedrungen sein. Von vorn war es schwieriger, denn einmal machte das schwere Haustor beim Aufschließen und Öffnen ein ziemliches Geräusch, zum anderen aber mußte das nächtliche Betreten des Hauses, obendrein dieses Hauses, durch einen fremden Menschen auffallen ...

Vielleicht war er über Tag irgendwo versteckt gewesen und hatte den Weg durch Gärten und Höfe genommen.

Dem Kommissar ließ es keine Ruhe: Er mußte von der Krankenschwester noch einmal genau hören, wie ihre Beobachtungen in der Nacht gewesen waren!

So verließ er das Atelier, das er hinter sich abschloß. Aber ehe er den Fuß über die Schwelle

setzte, sah er – warum?, das hätte ihn niemand fragen dürfen – noch einmal aufmerksam zu dem Toten hin.

Der erschossene de Ruyter lag wieder auf dem Rücken. Auf dem sehr großen Tisch hatte der nicht kleine Leichnam beinahe Platz. Nur die Füße in ihren Lackstiefeletten mit grauem Wildledereinsatz ragten ein wenig über die Platte hinaus. Über den Oberkörper hatte man wieder das Hemd gezogen und dann hatte ihn Geheimrat Wildner mit dem hellgrauen Jackett sorgsam zugedeckt ...

Dr. Splittericht ging leise über den Gang und blieb vor dem Krankenzimmer stehen: leise klopfte er an die Tür: „Ich bin’s ... Dr. Splittericht.“

Zu seiner Überraschung öffnete ihm Thekla.

„Wir lösen uns ab, Schwester Adelheid und ich“, erklärte sie, auch nur mit den Lippen redend, und bat ihn mit einer Handbewegung, einzutreten.

„Ich wollte Schwester Adelheid etwas fragen ... und zwar über ihre Wahrnehmungen auf dem Korridor“, sagte der Kommissar beinahe lautlos.

Thekla ging zur Tür, die ins Boudoir führte, und nahm behutsam die Portiere herab:

„Jetzt können wir ein wenig ungenierter reden, Herr Kommissar ... Die Arme hat mir vorhin erzählt, daß sie in den letzten Nächten kaum eine Stunde geschlafen hätte ... Sie ist offenbar besonders gewissenhaft und hat daher das Glück, stets zu den schwersten und anstrengendsten Fällen gerufen zu werden! ... Und da möcht’ ich sie gern, wenn’s nicht gar zu eilig ist, ein bißchen ruhen lassen! ... Wollen Sie inzwischen wieder gehen, Herr Kommissar, oder wollen Sie mir ein bißchen Gesellschaft leisten?“

Dr. Splittericht nickte zustimmend und setzte sich auf ein kleines Taburet, unweit des Lehnstuhles, der am Krankenbett stand.

„Vielleicht“, sagte Thekla, „haben Sie auch mich noch etwas zu fragen. Ich antworte Ihnen gern!“

Er dachte nach, ein klein bißchen abgelenkt durch den Reiz des schönen Mädchenkopfes, der sich in der tiefen blauen Dämmerung der verschleierte Lampe des Krankenzimmers allein von dem dunkeln Lederpolster abhob ...

Die Kranke lag still, nur von Zeit zu Zeit glitten die Finger der Fiebernden mit leisem Kratzen über die Daunendecke.

„Seit wieviel Jahren ist der Tote hier im Hause gewesen“, fragte er plötzlich.

Thekla richtete sich jäh im Sessel auf. Mit zitternder Stimme, ohne im Augenblick an die Kranke zu denken, rief sie:

„Also Sie haben die Überzeugung gewonnen, daß Wolf Stark, ... daß er es getan hat?“

„Pst! ... Mein Fräulein ... leise ... leise! ...“

„Ach so ...“ Sie hielt die Hand an den Mund: „Aber es ist so, Herr Kommissar, nicht?“

„Leider ja ... Wenigstens – daß er mitschuldig war.“ Sie sank zurück.

Er legte für eine Sekunde die Hand auf ihren Arm:

„Sie müssen sich mit dem Gedanken vertraut machen, mein Fräulein, so schwer Ihnen das vorläufig auch ankommen mag ...“

„Aber meine Tante! ... Was wird Tante sagen, wenn sie es erfährt! – Und erfahren wird sie es doch mal!“

„Wenn Ihre Frau Tante Leben und Gesundheit wiedererlangt, dann wird sie auch die Kraft

haben, diese allerdings fürchterliche Kunde zu ertragen. Ein wirklich inniges Verhältnis hat ja doch, soweit ich von Ihnen, liebes Fräulein, und auch von anderer Seite erfahren habe, längst nicht mehr zwischen den beiden bestanden.“

Thekla schüttelte den Kopf.

„Bei Tantes vornehmer Gesinnung war das unmöglich. Wolf Stark war alles andere, nur kein nobel empfindender Mensch! Aber Sie wollten wissen, Herr Kommissar, wann er hierherkam? ... Ja, das muß jetzt fünf Jahre her sein ... nein, vierundeinhalb Jahre etwa. Ich war damals vierzehn. Ich entsinne mich noch ganz deutlich; er kam gerade nach meinem Geburtstag, der am 8. Januar ist. Es war ein sehr kalter Tag ... und wir waren sehr aufgereggt ... besonders Tante! Es war doch der Sohn Jan Stark de Ruyters, den sie erwartete ... Und dieser Onkel – auch ein Bruder meines Vaters, gerade wie Harald de Ruyter, Tantes späterer Mann – der war, wie sie mir einmal im Vertrauen erzählt hat, Tantes erste Liebe ... Sie waren heimlich fest versprochen und, wenn ihr auch alle abredeten, so hätte ihn Tante Amaranth doch genommen ... Da, gerade einen Tag, ehe die Verlobung gefeiert und bekanntgemacht werden sollte, reiste Onkel Jan Stark plötzlich ab ... ohne ein Abschiedswort ... ohne Brief an die Tante ... Viel später hat er ihr erst geschrieben, er fühlte sich ihrer nicht würdig, und er hätte das bestimmte Gefühl, daß er sie doch nur unglücklich gemacht hätte. Deswegen sei er so ohne Adieu in die Welt gegangen ... Ich glaube, Tante war lange Zeit danach recht krank und hat die Enttäuschung sehr schwer überwunden ... Dann, nach Jahren, hat sie den jüngeren Bruder ihres ersten Verlobten geheiratet. Und ich glaube, sie ist mit Onkel Harald, der ebenso wie sein älterer Bruder und wie mein seliger Vater nun schon lange tot ist, sehr glücklich gewesen ...“

„Ihr Herr Onkel, Jan Stark meine ich, der hat sich dann im Ausland verheiratet?“

„Ja, in Chile, mit einer Kreolin. Er war auch einmal in Europa mit ihr ... Tante sagt: sie wär' eine wunderschöne Person gewesen.“

„Hatten die Eheleute da schon ein Kind, einen Sohn?“

„Das weiß ich nicht. Aber mir ist fast so, als hätte Tante das mal gesagt. Ich weiß nur, daß meine Tante, wenn irgend wieder eine Schlechtigkeit von Wolf Stark ans Tageslicht kam, immer sagte: So etwas hätte sein Vater nie getan!“

Dr. Splitterricht nickte:

„Und nun kam vor vierundeinhalb Jahren Wolf Stark zurück nach Europa? ... Sie, oder vielmehr Ihre Tante, hatten doch schon vorher mit ihm korrespondiert?“

„Gewiß! Eine ganze Zeit sogar. Wolf Stark wollte nämlich anfänglich gar nicht zurück. Er war Künstler und – was mir allerdings nach dem, was ich später hier von ihm gesehen habe, ein bißchen unbegreiflich vorkam – er verdiente dort mit seiner Kunst viel Geld! Damals lebte er in San Franzisko.“

„Aber Sie sagten: er wollte eigentlich gar nicht zurück in die Heimat seines Vaters?“

„Nein, er lud uns ein, ihn doch in Amerika zu besuchen ... und wissen Sie, Herr Kommissar“ – Thekla zögerte ein wenig – „es fällt mir schwer, es zu sagen: ich glaube heute, Wolf Stark wußte damals noch nicht, wie vermögend Tante ist! Denn zur Zeit, als sein Vater in die Neue Welt ging, da waren die de Ruyters sämtlich ohne Vermögen. Meinem Onkel Harald hat die Tante ihr Erbteil zugebracht, und das hat er dann durch glückliche Spekulationen sehr vermehrt.“

„Sie meinen, sobald Wolf Stark das erfahren hatte, hätte er seine Absicht geändert und wäre hergekommen?“

„Ja, das hat er mir sogar später mal ganz offen eingestanden. Er sagte damals: „Wenn hier nicht so scheußlich viel Geld wäre, hättet ihr mich nie zu Gesicht gekriegt!“ – Später stellte er das dann als einen Scherz hin, wie er überhaupt meist sehr darauf bedacht war, den äußeren Schein zu wahren.“ –

„Wie motivierte er aber seine Willensänderung ... daß er nun doch herkommen wollte?“

„Eigentlich gar nicht. Er telegraphierte: „Komme dann und dann ...“ und war vierzehn Tage später hier.“

„Wie stand er sich im Anfang mit Ihrer Frau Tante?“ – Thekla dachte nach:

„Im Anfang ... ich weiß nicht – Tante Amaranth ist eine so überaus gütige und dabei auch sehr gescheite Frau ... sie überlegt sich eine Sache lange, ehe sie etwas darüber sagt ... aber wenn ich so recht darüber nachdenke, dann habe ich doch das Gefühl, als hätte er ihr von allem Anfang nicht gefallen! Später sagte sie direkt, ihr wäre es viel lieber, wenn Wolf Stark in Amerika geblieben wäre ... Ja, und eins noch: ganz kurze Zeit, ehe sein Telegramm ankam, hatte Wolf Stark uns geschrieben, er würde nach Mexiko gehen. Er hätte von einem großen amerikanischen Blatt den Auftrag, Skizzen aus dem Leben der Cowboys zu zeichnen.“

„Haben Sie noch Briefe von Wolf Stark aus jener Zeit?“

„Ich glaube ja. Er schrieb immer mit einer kleinen Schreibmaschine. Die hat er auch später mitgebracht und hier immer benutzt ...“

Die Kranke schrie plötzlich laut auf.

Einen Augenblick später stand Schwester Adelheid in der Tür und war sogleich an Frau de Ruyters Bett.

Dr. Splitterricht grüßte sie leise. Aber sie und Thekla waren so mit der Leidenden beschäftigt, daß sie es nicht bemerkten. Da zog sich der Kommissar geräuschlos zurück.

V.

Als er wieder in das Atelier trat, blieb er, wie von unsichtbaren Händen gehalten, an der Tür stehen.

Ein einziger Blick hatte ihn belehrt: an der Leiche war eine Veränderung geschehen! Der nach der Türseite zu befindliche Ärmel des grauen Jacketts hing nicht mehr, wie vorhin, herunter, sondern war emporgeschlagen über die Brust des Toten.

Dr. Splittericht sah nach dem großen Atelierfenster hin, das rechts einen aufklappbaren Ausschnitt hatte. Der war geschlossen. Ebenso auch die Tür zum Schlafzimmer. Zugluft konnte also nicht entstanden sein!

Der Kriminalist machte, immer an seinem Platz stehenbleibend, seine Browningpistole schußfertig. Noch einmal vergegenwärtigte er sich des Bildes, das er, bevor er vorhin das Atelier verließ, fest in sich aufgenommen hatte.

Nein, da war jeder Zweifel ausgeschlossen! Er hatte gerade das genau behalten, wie akkurat Geheimrat Wildner das Jackett über den Körper des Toten gebreitet hatte! Da hing nach jeder Seite ein Ärmel herunter. Er war als letzter gegangen. Er hatte den Leichnam nicht mehr berührt. Es war also ein anderer gewesen ...

Während er drüben im Krankenzimmer mit Thekla plauderte, hatte hier der Verbrecher – nur um ihn konnte es sich handeln! – eine letzte Revision vorgenommen.

Danach befand er sich also noch im Hause? ...

Im Atelier vielleicht?

Überall waren Stoffe über Rahmen und Stellagen gehängt ... es konnte sich wohl jemand dahinter verstecken ...

Den Browning in der Hand durchsuchte Dr. Splittericht kaltblütig jeden Winkel. Er tat das vorsichtig, aber mit derselben hastlosen Ruhe, die all sein Tun charakterisierte. Wohl mußte er hinter jeder neuen Ecke, um die er blickte, das Aufblitzen eines Schusses erwarten, der ihn, bei so großer Nähe, zweifellos niederstrecken würde. Aber der Doktor-Kommissar war an solche Eventualität gewöhnt. Sein Beruf brachte es mit sich, daß er den Tod, für sich wie für einen anderen, ständig zur Seite hatte.

Und er fürchtete ihn nicht.

Er hatte sich an den Gedanken gewöhnt, daß sein Ende eines Tages ganz unvorhergesehen kommen müsse! Inzwischen wollte er seine Pflicht tun und, wenn nötig, schneller zu schießen versuchen, als der andere.

Als er das Atelier abgesucht und leer befunden hatte, ging er zur Tür zurück und schloß sie ab. Während er das Schlafzimmer durchforschen wollte, sollte keiner hinaus und keiner hinein.

Aber er war noch nicht an der Portiere, die den verschwiegenen Raum abgrenzte, als er plötzlich stehenblieb und in Nachdenken versank.

War das glaublich? Der Verbrecher, der so Schweres begangen hatte, kommt in der nächsten Nacht wieder, tötet seinen Komplizen und setzt sich, im Zimmer der zweiten Bluttat versteckt, einer so großen Gefahr aus? ... Denn daß man nicht sofort den Raum absuchen würde, war von seiner Seite nicht vorauszusehen! ... Das hätte auf alle Fälle geschehen müssen!

Es wäre auch geschehen, wenn nicht so viele Menschen mit ihren langatmigen und im Grunde

überflüssigen Erörterungen jede innerliche Sammlung und Entschlußmöglichkeit unterbunden hätten!

Dr. Splitterricht dachte darüber nach, auf welchem Wege der Verbrecher heute hier eingedrungen war. Schwester Adelheids Beobachtungen hatten ein Schleichen über den Korridor bestätigt. Von welcher Seite der Schleichende kam und ging, das konnte die hinter der Tür Stehende freilich nicht mit Bestimmtheit feststellen. – Und trotzdem!

Dr. Splitterricht glaubte nicht mehr an den Weg des Verbrechers durch Tür und Angel.

Ohne sich weiter zu bewegen, machte er eine Vierteldrehung und hob die Augen, wie unter einem unbewußten Zwange, zu dem großen Fenster auf. –

Dann glitt wieder jenes rasche Leuchten über seine Züge, das stets ein heiterer Gedanke in ihm erweckte. Er hatte gefunden, was er suchte: eine Trittleiter, die er ans Fenster trug.

Hinaufsteigend beleuchtete er das etwa einen zu anderthalb Meter im Geviert messende Ausschnittfenster! Richtig! Wie er's nicht anders erwartet hatte: dies Fenster war unverriegelt!

Er klappte es mit Leichtigkeit seitlich empor und fand auch sofort die Handleiste draußen, durch die er es aufstellen konnte. Dann erhöhte er sich um zwei Stufen und leuchtete draußen das gleich unter dem Glase beginnende, ziemlich platte, mit geteerter Pappe belegte Dach ab.

Auf dem Staube waren deutlich Stiefelabdrücke festzustellen ...

Nicht einer oder zwei, nein! Eine ganze Anzahl, beim blendenden Strahl der Taschenlampe genau sich abzeichnender Abdrücke, die mit der Spitze nach vor- und rückwärts zeigten und klar erkennen ließen, daß, der hier gewandelt, seinen Weg öfter durch dies Fenster genommen hatte.

Der Kommissar war schon auf dem Dache.

Es war beinahe Vollmond und so hell vom Himmel her, daß die Sterne verblaßten.

Leicht und sicher ging der Kriminalist seine Fährte. Die Waffe in der Hand, aber doch ohne Besorgnis. Eine stille Freude kam über ihn: er war jetzt so weit, daß er seinen Weg wenigstens sah! Daß dieser Weg hart am Rande des Daches entlang ging und trotz allen Mondscheines noch recht dunkel war, machte dem schwindelfreien und seiner selbst ganz sicheren Manne wenig aus.

Die Dächer dieses und des Nachbarhauses stießen mit der Brandmauer zusammen, das Nebenhaus war aber einen guten Meter höher.

Der Kommissar stellte hier mit seiner Lampe Abstieg und Aufstieg des unbekanntes Besuchers fest, ehe er selbst hinaufvoltigierte.

Aber auf dem Nachbardach sah er auf der grauglitzernden Fläche sogleich den schwarzen Vierkantausschnitt der Bodenluke, die dem Verbrecher zum Einschluß gedient und die er nicht einmal wieder geschlossen hatte.

An der Luke blieb der Kommissar stehen, bog sich vornüber und leuchtete hinein: drin im Bodenraum stand noch die Leiter, die der Mörder benutzt hatte.

Der Kommissar ließ sich Zeit. Den er suchte, jetzt noch zu erwischen, damit konnte er kaum rechnen. Das war ein ergrauter Krimineller. Der handelte nach einem reiflich erwogenen, bis ins Kleinste durchdachten Plan! Ein Zweckmörder war es doch, der nicht etwa im Affekt tötete, sondern der sein Opfer, dessen Verschwinden ihm nützlich und notwendig schien, mit kaltem Blut niedermachte. Er und Wolf Stark mußten lange, wahrscheinlich schon von Amerika her, miteinander bekanntgewesen sein.

Und darin lag vielleicht etwas wie eine Entschuldigung für Wolf Stark; es war nicht undenkbar, daß sein Mörder hier in Breitenberg plötzlich wie ein Schatten aus der Vergangenheit vor ihm aufgetaucht war, ihn durch Überredung und Drohung gefügig gemacht hatte und so

schließlich zu dem Morde an zwei Menschen gekommen war. Wolf Stark selbst hatte in seiner jetzigen Lage eigentlich wenig Anlaß gehabt, zum Verbrecher zu werden. Frau de Ruyter hatte ihm trotz seiner Verschwendungssucht doch immer wieder die Mittel gegeben, sein flottes Leben fortzusetzen. War sie einmal tot, so hätte er, bei recht zweifelhaften Erbaussichten, nicht mehr so gewiß mit Zuwendungen rechnen können.

Allerdings war der Raub sehr wertvoll, wenngleich die Bargeldsumme, die sich im Schrank befunden hatte, zehntausend Mark kaum überstieg, wie Frau de Ruyters Nichte mit Sicherheit bekundete.

Die Edelsteinsammlung freilich hatte einen kaum abschätzbaren Wert. In dieser sollten sich unter anderem zwei orientalische Rubinen befinden, die jeder über acht Karat hatten. Steine vom „ersten Wasser“, wie die Juweliere sagen, und von einer Farbe, die, mit „Taubenblut“ bezeichnet, der durchsichtigen Glut alten Burgunderweines gleicht. Diese und andere Juwelen gaben der Sammlung einen Wert von vielen Tausenden.

Aber – dieser Wert ließ sich kaum realisieren. Wenigstens nicht in Deutschland. In Amsterdam und London, wo der größte Markt für Edelsteine ist, wo sich auch die bedeutendsten und kapitalkräftigsten Hehler aufhalten, vielleicht eher ... Doch dieser Räuber würde sich wohl nach Amerika wenden, von wo er zweifellos hergekommen und wo er bekannt war.

Dr. Splittericht mußte, auf der Leiter in den Bodenraum hinabsteigend, an den „Amerikaner“ denken, den der Direktor Claudius vom Hotel Waldfrieden beobachtet haben wollte ... Ob dieser mit dem identisch war, dessen Spuren er eben folgte? Es schien dem Kommissar zweifelhaft. Der Mann, der hier über die Dächer gegangen war, hätte es wahrlich vermieden, sich in einem vielbesuchten Hotel Hunderten von Augen auszusetzen.

Ein paar Ratten scheuchte der Tritt des Kommissars in dem öden Raum auf, in dem das Licht der Taschenlampe hinflirrte und gespenstische Schattenbilder der Stützbalken auf die rohe Bretterdiele zeichnete.

Dort öffnete sich, halb nur geschlossen, die Tür zur Bodentreppe. Der Kommissar schritt diese hinab, als wüßte er schon genau, was er zu sehen bekommen würde. In der Tat! Es konnte hier für ihn, der so manch heimlich verstecktes Diebesnest ausgenommen hatte, kaum Überraschungen geben.

Er fand dann auch in der Etage schnell das Zimmer, dessen sich der Mörder zum Aufenthalt bedient hatte. Ein kostbarer alter Tisch von vergoldeter Arbeit stand darin und ein hochlehniger Stuhl, ebenfalls eine antike Rarität. Auf dem Tisch Weinflaschen, Reste von Brot. Butter und Braten, auch Zigarren und Zigaretten. Auf der Erde lag ein Reisesack, ein kostbarer Pelz und eine Anzahl schöner Kissen – alles Dinge, die der Meuchler aus der Habe seines Spießgesellen entlehnte, den er zum Dank dafür am Ende niederschloß.

Der Kommissar rümpfte die Nase. Ein ekelregender Geruch füllte den Raum. Schnell wollte er die Fenster öffnen, aber das war nicht so leicht: der offenbar sehr vorsichtige Verbrecher hatte rechts ein herrliches Stück alten Genueser Samt, tiefrot mit goldenen Linien, und links eine verblichene, schwarzsamtne Altardecke mit Reißzwecken sorglich an die Fensterrahmen geheftet. Das große Silberkreuz auf dem Altartuch, das Wolf Stark irgendwo aufgetrieben haben mochte, gleißte im Schein der beiden Kerzen, die auf dem Tisch in Weinflaschen standen und die Dr. Splittericht jetzt angezündet hatte.

So! Endlich waren die Fenster frei! Die Flügel weit auf! Ah! Die reine Nachtluft strömte herein ...

Der einsame Mann am Fenster sann nach: war wirklich ein Mensch wie der andere? ... Mußte

eine so bestialische Natur wie die, die hier gehaust hatte, nicht aus aller Menschengemeinsamkeit hinausgetan werden? Aber woher kamen diese Schatten- und Nachtgestalten, denen er auf seinem Wege so häufig begegnete? ... Waren sie wirklich imstande, das Rechte zu tun, und taten das Böse nur, weil ihnen das besser behagte? ... Oder wuchs in ihrer verdüsterten Seele, von Mutterleibe und Vaters Trunk her, die Wut, der Haß gegen alles, was anderen lieb und wert erschien? ...

Er entsann sich eines Elternmörders, eines jungen Menschen von einundzwanzig Jahren, der Vater und Mutter in einer Nacht erschlagen hatte, während die siebzehnjährige Schwester entkommen konnte.

Dieser Mensch hatte sich noch gerühmt: er habe seine Schwester ebenfalls töten wollen. „Das Luder“, wie er sagte, „am ersten, weil sie mir kein Jeld nich jeben wollte! ...“

Er war Schlächtergeselle und erzählte, daß er das gern geworden sei, weil man da doch wenigstens Tiere totmachen könne.

Im Gefängnis, das er nicht zum erstenmal sah, wies er jeden Zuspruch ab und rühmte sich noch seiner Tat ... Jeder müßte es so machen, meinte er: „denn würden die Ollen insehen, det se uff ihre Kinder nich druff rumtrampeln kennten!“

Der Doktor-Kommissar, der seine Festnahme veranlaßt, hatte ihn im Gefängnis mehrfach besucht. Er sah ihn jetzt noch vor sich, wie er, an Händen und Füßen gefesselt – denn er hatte einen gefährlichen Angriff auf die beiden Aufseher gemacht, als sie ihm sein Essen brachten –, breit und stämmig auf seinem Schemel am Tisch saß. Sein runder, weißblonder Kopf mit kurzgeschnittenem Borstenhaar saß auf einem starken Nacken, und die wasserblauen Augen glotzten mit unerträglichem Starrblick. So saß er, den kurzen Schnurrbart über dem groben Munde, die breite, freche Nase blähend und schnaufend, und spie von Zeit zu Zeit in die Zelle, auch nach den Beamten, wenn die sich sehen ließen. Oder er sang zotige Lieder und schlug den Takt dazu mit der kurzen Eisenstange, die seine Hände voneinander hielt, auf den Tisch.

„Mir“, sagte er, wenn man ihm mit Strafe drohte, „mir kann nischt mehr passieren! Det is ja ebent det Scheene an det Jeschäft! Wenn eener erscht mal da anjekomm'n is, wo ik jetzt bin, denn pfeift er uff die janze Bande! ...“

Da er aber Tag und Nacht lärmte und mit seiner feurigen Kraft auch keiner Erschöpfung anheimfiel, kam man auf die Idee, den Dr. Splittericht, dessen merkwürdige Kunst, die renitentesten Verbrecher zu behandeln, bekannt war, zu bitten, er möchte doch einmal sein Heil bei dem Unbelehrbaren versuchen.

Still und ruhig, ohne Neugierde, aber auch ohne zu große Freundlichkeit ging der Kommissar zu ihm in die Zelle.

Er hieß Kutlowski, mit Vornamen Adolf.

„Na, mein Junge“, sagte der Kommissar, dem der Verbrecher dummfrech entgegenstierte, „ich wollte doch mal sehen, ob es wirklich nicht möglich ist, Ihnen die dummen Eisen da abzunehmen ...“

Der Gefangene lachte:

„Det dut nich weh!“

Aber er log, der Kommissar sah, daß die Gelenke über den Händen dunkelgerötet und geschwollen waren.

„Sie haben ein Gnadengesuch eingereicht?“

„Ja, aber Zweck hat et doch keen nich! ... Die bejnad'jen een' ja doch nich! ... Die Blase! ...“

Selber machen se de jreßten Schweinereien, aber wenn unsereener mal wat macht – Na, ... mit mir is ja nu balde alle! Wie lange kann'n det noch dauern ...“

Der Kommissar faßte das als Frage auf, zuckte die Achseln und sagte:

„Gewiß noch Wochen ... unter Umständen noch Monate ... Übrigens, der Direktor hat mir erlaubt, Ihnen eine Zigarre zu geben.“

Das tat Dr. Splitterricht, reichte dem Gefesselten auch Feuer und ging dann.

In dieser Nacht war der Mann ruhig.

Am nächsten Mittag kam Dr. Splitterricht, der sowieso als Zeuge in Moabit zu tun hatte, wieder.

Der Gefangene lachte, bekam seine Zigarre und wurde gesprächig.

Dr. Splitterricht fragte ihn, obwohl er es wußte, womit der Mörder denn seine Eltern getötet hätte?

„Mit's Beil!“ erwiderte er gemächlich „Denn sehn Se ma', unsaena, der is det so jewehnt ... Wenn man so zuhaut bei'n Schwein oder bei'n Bullen, denn liecht er da un weiter is janischt ... Un'n Mensch, da soll nu Jottweeswat bei sind ...“

„Aber die Eltern, die eigenen Eltern!“

„Na ja! ... Det is ja ...“ Er machte eine fahrige Bewegung, und der Kommissar sah, welche Schmerzen ihm das an den Gelenken verursachte.

„Komm' Sie mal, Kutlowski“. Dr. Splitterricht zog den Schlüssel zu den Fesseln aus der Tasche. „Wollen Sie mir versprechen, daß Sie sich anständig benehmen, auch wenn ich nicht hier bin? ... Dann mach' ich Sie los!“

Über das Gesicht des Gefangenen ging ein Zucken. Er sagte nichts.

Dr. Splitterricht schloß ihm Arm- und Fußfesseln auf. Und der Gefangene ging, sich sofort erhebend, in der Zelle hin und her, bewegte sich töricht und leidenschaftlich und murmelte etwas, das der Kommissar nicht verstand.

Auf einmal blieb er vor diesem stehen.

„Wenn ick Ihn nu jetz' abwirjen werde, Ha' Kommissah? ... Aber ick tu' et nich! Wo wer ick denn! Raus kennen kann ick ja doch nich! Un denn, jrade Ihn'! Wenn Se mir ooch dunnemals injelocht ham, det nehm ick Ihn janich iebel! ... Dafor kenn' Se ja nischt, weil't ja Ihr Geschäft is! ... Aber nu, un weil Se mir so besuchen un so ... un 'ne Zijarre, denn ick rooche doch so furchtbar jerne un bei die Henkersmahlzeit, det hab ick mir schon vorjenomm', da roch ick de ganze Nacht durch! ... Ja, wat wollt' ick denn jleich sagen? Ja ... erzählen wollt ick Ihn wat! ... Sehn Se mal, Sie traime doch ooch manchmal, wah? ... Na, un da hatte mir jetraimt, ick hätte den Ollen dodjeschlagen, nich een Mal, nee dreimal sojar ... Det heeßt, jetraimt! ... Un warum? Det will ick Ihn' ooch sagen! Der Olle war 'n Schwein! Un sojar noch mehr! Denn det sauft nich! Un er, wat der Olle war, der soff ejal wech! Nu war er Brauer! Un da licht ja ville dran, det is wahr! Aber dadrum braucht er doch nicht fochtwährend uff uns los zu dreschen! Nich bloß mir! Ooch unse Mutta un die Mietze ooch, wo ick jesagt haben soll ... die erscht recht! Det war ja bloß Ulk von mir! Denn wenn ick se hätte wat dun wollen, denn wär se doch janich mehr wechjekommen! ... Aber da war et ja ooch schon alle, wat ick so in mir hatte ... Den Ollen wollt ick bloß ... Ick konnte janich mehr anders! Un meine Mutter –“

Das Gesicht des Mörders verfinsterte sich. Ein Zug von Schmerz und Trauer kam in das breite, über seine Jahre abgearbeitete Gesicht.

„Ja sehn Se, Herr Kommissar, det vasteh' ick ja ooch nich! ... Ick komme rin mit's Licht un

se schlafen beede ... Nu stell ick den Leichter uff'n Waschtisch un nehm' det Beil vor, det hatt' ick so in de Hose jesteckt. Jeh ran bei den Ollen un – un ...“ Er machte eine Bewegung des Zuschlagens.

„Nu kommt sie dazwischen un uff mir los! Ja ... da ... da – Ick weef nich, Ha Kommissah, ick kann mir nich mehr besinn'! Ick seh se bloß noch dod, mit 'n janz roten Kopp! ... Det ick det jemacht habe ... ja, wa ja sonst keen anderer nich da ... Aber ... ick weef nich ... Se kenn' mir dodschlagen: ick weef nischt davon!“

Dabei blieb er. Und sprach wieder und wieder davon, wenn ihn Dr. Splittericht noch manchmal besuchte bis zu seinem letzten Tage.

An dieses trübe Ende eines Menschenlebens mußte der Kommissar denken, als er in der stillen Nachtstunde aus dem Fenster des verlassenen Hauses auf den mondbeglänzten Marktplatz hinabsah, der so einsam und leer lag, als sei alles im Städtchen tot und gestorben. Und wie er so, in der nicht einmal vom Hauche des Nachtwindes durchbrochenen Stille, selbst regungslos hinblickte auf die im weißen Licht träumende Einsamkeit, da versank die Seele des Mannes im Fenster wieder in jenes körperliche Schauen, in das von aller Erdennähe befreite Schweben, das ihn sehend machte für Dinge, die anderen tot und verschlossen bleiben.

Er sah den, der noch vor kurzer Zeit in diesem Raume gewelt hatte. Er sah ihn seine Beute in einen großen hellen Koffer packen, sah, wie er sich überallhin bückte, wie er nach Spuren suchte, die ihn verraten könnten ... Sah einen ziemlich großen, hageren Menschen mit schleichenden Bewegungen, der hüstelnd und ein paar Mal ausspuckend nun das Gemach verließ, um gleich danach im hellen Glanz des Mondes auf der Straße vor dem Hause zu erscheinen.

Hier hatte er einen starken Hustenanfall, der ihn zwang, stehen zu bleiben und den schweren Koffer einen Moment abzusehen ... Er schaute dabei nach dem Hause zurück, aber obwohl das Mondlicht voll sein Angesicht traf und die Entfernung gering schien, vermochte die Seele des Hellsehenden das Antlitz nicht zu erkennen. Es war dem in die Ferne und rückwärts Suchenden nur, als sei ein Grinsen, ein blutiges Hohnlachen da, wo sonst Menschenzüge über lebenden Gliedern leuchten ... Dann entfernte sich der Schemen nach der Kirche zu und verschwand im Schatten der gewaltigen Mauern.

Der im Fenster Stehende blieb noch immer wie erstarrt. Dann schwang die Glocke droben im Turm, drei Schläge hallten in Nacht und silbernen Mondenschein.

Der Kommissar atmete tief. Er drehte sich wie mühsam ins Zimmer hinein und ging schweren Schrittes zur Tür, kehrte abermals um und löschte die Lichter.

Als er die knarrende Stiege hinabging, überlegte er: sollte er Dr. Losch und den Untersuchungsrichter wecken? – Nein, wichtiger war's, das Postamt alarmieren. Sämtlichen Polizeibehörden mußte noch Nachricht gegeben werden! Alles kam jetzt darauf an, den Verbrecher nicht über die Landesgrenze hinauszulassen!

VI.

Thekla de Ruyter hatte in der verwichenen Nacht wenig geschlafen. Obwohl Schwester Adelheid sie bat, sich niederzulegen und sie dieser Aufforderung auch folgte, konnte sie keine Ruhe finden. Erst gegen Morgen nahm ihre Jugend sich ihr Recht. Das schöne Mädchen fiel in einen tiefen, traumlosen Schlummer.

Erst nach zehn Uhr erwachte sie. Mit einem Laut des Erschreckens sprang sie vom Sofa empor, als sie auf ihre goldene Armbanduhr blickte, die sie in all der Hast und Aufregung gestern nicht einmal abgenommen hatte.

Aber Schwester Adelheid, die ihr frisch und mit einem Lächeln entgegentrat, beruhigte sie gleich: die Kranke habe eine vorzügliche Nacht gehabt. Sie fiebere fast nicht mehr und alles deute darauf hin, daß die Wunden gut und schnell heilen würden.

Thekla nahm die Hände der Blonden und dankte ihr von Herzen. Aber die wehrte ab: nur Gott allein habe hier geholfen und könne weiter helfen! ...

Thekla nickte und lächelte verträumt. Sie war nicht eigentlich fromm, aber jetzt glaubte sie gern an die Hilfe des Allmächtigen, der ihr die liebe Frau wieder heilen würde, deren Verlust so ganz unausdenkbar für sie schien.

Sie hatte gebadet und gefrühstückt und stand im Boudoir am Fenster, auf den Geheimrat wartend, der heute ein wenig später kam, als sie einen jungen, schlanken Mann im flotten, hellen Straßenanzug über den Marktplatz von der Bahnhofsallee herkommen sah, auf ihr Haus zu.

Sie betrachtete ihn voller Interesse und, wiewohl sie im blendenden Sonnenlicht das Gesicht unter dem weichen, braunen Kavalierhut nicht recht zu erkennen vermochte, hatte sie doch das Empfinden, als näherte sich da jemand, der ihr gefallen könnte. Ihr Stolz wies diese Empfindung zwar gleich wieder zurück, aber sie fühlte doch, was ihr so leicht passierte, daß sie errötete. Sie war froh, daß die Schwester ihr Gesicht nicht sah.

Dann lächelte sie über sich selbst, drehte sich leise um und ging nach einem flüchtigen Blick in Tante Amaranths Toilettenspiegel ins Krankenzimmer zurück. Aber noch jemand anders war die elegante Erscheinung des jungen Mannes aufgefallen.

Das war der Direktor des Hotel „Waldfrieden“, der wie sein berühmter Namensvetter Matthias hieß und eben der prosaischen Beschäftigung oblag, beim Fischhändler Schimperle Hechte für den Abendtisch des Hotels einzuhandeln.

Matthias Claudius erkannte in dem eleganten Fremden sofort jenen jungen Mann wieder, der in der vorletzten Nacht bei ihm im Hotel gewohnt und den er selbst als „zweifellosten Amerikaner“ erkannt hatte.

Da warf der Hoteldirektor, der eben den Verdächtigen im Hause der überfallenen Millionärin verschwinden sah, der dicken Frau Schimperle, mit der er noch im erbittertsten Handel um einen Überpreis von fünf Pfennig auf das Pfund Hechte begriffen war, das Geld hin und stürzte aus dem wie Fluß und Teich duftenden Laden hinaus auf die Straße, hinüber nach der im Schatten liegenden Seite des Marktes, wo dicht neben dem Küsterhause Herr v. Dose wohnte.

Er raste die Stiege hinauf, rannte das amtsvorsteherliche Dienstmädchen beinahe über den Haufen und stürzte hinein in das Arbeitszimmer des Gestrengen, mit dem den Direktor eine gute Skatbrüderschaft verband. Aber als gleich darauf die Gnädigste eintrat (frühere Lieschen Schöllner und Tochter des recht wohlhabenden Gemischwarenhändlers am Markt), da kam Herr

Claudius fast gar nicht dazu, die hübsche, rundliche, ringbeschrückte Hand zu küssen, solch innerliche Unrast zerzauste ihn! Er war atemlos:

„Ich habe den Mörder, gnädige Frau! Ich habe ihn! ... Wo ist Ihr Gatte?“

Frau Lieschen war sehr erschrocken. Aber sie war doch eine zu kühle, rechnerische Natur und hatte bei ähnlichen, wenn auch nicht so erschütternden Gelegenheiten, Zweifel selbst in die Allmacht der Breitenberger Polizei setzen gelernt ... Und nun gar dieser Hoteldirektor! ...

„Wo haben Sie ihn denn, den Mörder?“ meinte Frau Lieschen, weit weniger erregt als ihr Gegenüber.

„Er ist in das Ruytersche Haus hineingegangen, liebe, gnädige Frau! ... Um Gotteswillen! ... wir dürfen ihn nicht entwischen lassen!“

„Na, wenn er selbst am hellerlichten Tage dahin geht! ... Wissen Sie, Herr Direktor, das tun doch die Mörder sonst nicht!“

Aber Herr Claudius schlug jeden Einwand nieder, erzählte von der Nacht, wo jener Fremde so spät und ungewöhnlich noch eine Hummermayonnaise mit Sekt bei ihm verzehrt hatte.

„Das nutzt alles nichts,“ sagte sie, „mein Mann ist nach Bornstedt Zur Grenzbesichtigung ... Sie wissen doch, der große Prozeß, den die Bornstedter Bauern ...“

Matthias Claudius wußte, wollte aber nichts von den Bornstedter Bauern und ihren Prozessen jetzt hören. Seine Seele wandelte aus dem Rachepfade. Er sah sich schon im Breitenberger Anzeiger als Helden und fettgedruckten Mörderfänger.

„Dann muß der alte Mahnke oder Gendarm Tappert ihn so verhaften!“ sagte er entschlossen.

„Das werden die beiden auch nicht tun! Die machen nichts ohne meinen Mann!“

„Aber meine Allergnädigste! Etwas muß doch geschehen, und zwar gleich! Eh' er uns wieder entwischt!“

„Na, aber lieber Herr Direktor, ich kann'n doch auch nicht verhaften!“

Matthias Claudius empfahl sich, höflich wie stets, aber etwas erkaltet dieser Dame gegenüber, deren Interesse am öffentlichen Wohl ihm nicht groß genug erschien. Er eilte zum Amtsdienner Mahnke und erfuhr von diesem, daß Wachtmeister Tappert über Land sei, in Begleitung des Herrn Amtsvorsteher Oberleutnants, und daß er selbst nicht für eine Million jemand verhaften würde, ohne Befehl!

„Denn, ja denn, mein lieber Herr, denn jerne! Davor sind wir ja de Obrigkeit! Wir verhaften jeden, det is uns janz eja! Bloß nich ohne Vahaftsbefehl!“

Jetzt erinnerte sich Herr Claudius an den Professor Wildner, der ja zu der Angelegenheit und auch zu den Herren vom Gericht in naher Beziehung stand, und beschloß, den aufzusuchen. Der aber war auch nicht mehr daheim: ein eiliger Fall hatte ihn per Auto fortgerufen.

So blieb dem Hoteldirektor keine Wahl! Er hätte die Herren vom Gericht aufsuchen müssen, und das hätte er getan, längst getan! Aber diese Herrschaften hatten unerfindlicher Weise im Hotel „Goldfasan“ (allein schon der Name! ...) Wohnung genommen. Und keine irgendwie geartete Veranlassung konnte es geben, die den Direktor vom „Waldfrieden“ in die Tür des „Goldfasan“ hineingebracht hätte! Auch Verpflichtungen gegen Staat und Allgemeinheit finden da eine Grenze, wo das eigene, brennendste Lebensinteresse in Frage kommt und wo Selbstachtung und tiefinnerliche Abscheu eine unübersteigliche Mauer bilden!

Ja, es blieb Herrn Matthias Claudius mithin nichts weiter übrig, als sich selbst vor dem de Ruyterschen Hause – mochte auch heute im „Waldfrieden“ nicht ganz so pünktlich das Gong zum Diner ertönen! – als Polizeiposten aufzustellen, den Wiederaustritt des Verbrechers zu

erwarten und ihm dann zu folgen, solange die Füße, an denen leider die Hühneraugen wie immer bei heißem Wetter dem Direktor Pein machten, ihn tragen wollten ... Einmal mußte ja doch jemand kommen, der ihm helfen würde, diesen Schrecken Breitenbergs dingfest zu machen!

Der, auf den Herr Claudius in der ziemlich heiß brennenden Sonne fast fiebernd wartete, saß inzwischen in dem schönen, kühlen Salon im Parterre des Hauses Thekla de Ruyter gegenüber, die heute ein dunkles Kleid trug und wie das Bild eines alten Meisters wirkte.

Das mußte, der ihr gegenüber saß, um so mehr empfinden, als er selbst Künstler, Maler und sein gebildeter Geschmack doppelt empfänglich war für schöne Menschenbilder ...

Aber vielleicht kam nicht nur sein guter Geschmack hier in Frage. Mehr als einmal schon hatte Thekla, wenn diese strahlendblauen Augen ihren dunklen Sternen begegneten, mit raschem Farbenwechsel vor sich niedergesehen.

Er umging sie förmlich mit seinen Blicken und sagte einmal:

„Wie konnte ich nur so lange von euch fortbleiben!“

„Du wußtest ja so gut wie nichts von uns ... und von mir schon gar nicht!“ lachte Thekla.

„Ja,“ sagte er, „wahrhaftig! Ich wollte auch nicht! ... Wenn ich nicht durch einen Zufall erfahren hätte, daß dieser elende Mensch hier meinen Namen mißbraucht ...“

Das schöne Mädchen betrachtete ihn aufmerksam.

„Du glaubst doch nicht an eine zweite Mystifikation?“ lächelte er. – Sie schüttelte den stolzen Kopf.

„Wie könnt’ ich denn? ... Wenn man dich ansieht, das ist ja beinah, als stehen die Toten wieder auf ... Sieh doch bloß!“

Sie ging rasch zur Fensterwand, wo in verschnörkelten goldenen Rahmen alte Familienphotographien hingen, und kam mit einem Bilde wieder, das sie ihm hinreichte. Er nahm es ein bißchen ungeschickt, ihre Hände berührten sich und von neuem errötend, mußte sie lachen, während er sie bewundernd ansah, um dann erst auf das Porträt zu blicken.

„Das ist mein Vater!“ sagte er.

„Nein, das bist du!“ Sie lachte wieder.

Er nickte:

„Ja, die Ähnlichkeit ist frappant! Wenn man sich auch so genau selber nicht kennt ... ein Maler übrigens mehr, weil ja jeder von uns mal an sein Selbstbildnis herangeht, schon des Experimentes wegen ... aber du hast recht; das legitimiert mich besser als alle Papiere!“

Und er sah sie wieder an und versank so in ihren Anblick, daß Thekla ihn bat, auch mal nach rechts und links zu gucken.

Da sagte er ganz einfach und ehrlich:

„Du bist so schön, daß man dich immer ansehen muß! ... Ich möchte dich malen!“

Glühend rot, doch ohne Verlegenheit, erwiderte sie: „Das kannst du ja! ... Du bleibst doch nun bei uns.“

„Ja,“ sagte er aus tiefstem Herzen, „ja, ich geh’ nicht wieder fort!“

Und da mußte sie abermals lachen, wußte nicht warum, und fragte schnell:

„Ist denn Onkel Jan Stark schon lange tot?“

„Wie Vater starb, war ich vierzehn Jahre, jetzt bin ich sechsundzwanzig.“

„Und deine Mutter?“

„Auf die kann' ich mich kaum noch besinnen ... Sie lebten ja nicht lange zusammen ... Vater, der doch so ein goldstarkes Herz hatte, konnte es bei keiner Frau lange aushalten. Es war sonderbar. Gut, wie selten einer, aber von einem Freiheitsgefühl, das ihm jede, aber auch jede Abhängigkeit unerträglich machte!“

„Und bist du auch so?“ fragte sie ernst.

„Ich ... nein, ich glaube nicht!“

Er sah sie innig an und sie konnte nicht anders, als lächeln. Dann fragte sie rasch:

„Hattest du Geld, als der Onkel starb?“

„So gut wie nichts! Ich verkaufte unsere paar Sachen und zeichnete, wie ich's schon von klein auf gemacht habe ... Und als dann meine paar Dollar futsch waren, ging ich zu einem Stubenmaler, einem Deutschen – wir wohnten damals in New York – und wurde Anstreicher! ... Ich sage dir, Mädchen, ich hab's den New Yorkern gründlich angestrichen!“

Sie vernahm nicht seinen Scherz, sie hörte nur das „Mädchen“ und freute sich, ohne recht zu wissen, worüber.

Dann erzählte er weiter. Bei dem Meister Schwarz, der aus Dessau stammte, habe er drei Jahre gearbeitet und dort auch den Eduard Dittrich kennengelernt, der sich dann später hier bei den Verwandten für ihn selbst ausgegeben habe. Sie hätten jahrelang zusammen gearbeitet. Das und die Landsmannschaft, die im fremden Lande eine ganz andere Bedeutung hätte, erklärte ihr Zusammenhalten. Denn im Grunde habe er selbst an diesem eitlen, hysterischen Menschen, der übrigens aus einer Tagelöhnerfamilie vom Rhein stammte und von seinen Leuten bei der Durchreise in New York verloren oder absichtlich vergessen worden sei, kein großes Gefallen gefunden.

Dann, gerade an seinem siebzehnten Geburtstag, den 11. Mai – er werde den Tag nie vergessen – hätte er in der Villa eines reichen Herrn am Hudson, eines Newyorker Professors, die Decken geweißt. Und dabei hätte er – weil er doch schon immer nicht anders konnte, als die Wände vollschmieren! – (er lachte hellauf dabei, und sie lächelte mit ihm) da hätte er zwei ziehende Störche an die Decke gemalt. Als er sie gerade wieder überstreichen wollte, sei der Professor hinzugekommen.

Der wurde aufmerksam, sah sich die Dinger an und bat ihn dann, im Speisesaal über dem Holzfries hinzupinseln, was ihm gerade einfiel.

„Und da ließ ich ein paar Putten über eine Wiese tanzen!“ sagte er, und schien jetzt noch froh über seine Arbeit. Thekla nickte ihm freudig zu:

„Ja ... und da ... was sagte der Herr?“

„Er ließ mich auf eine Malschule gehen und half mir weiter.“

„Wie gut ... wie lieb war das!“

„Ach,“ meinte der Blonde, eine glückliche Vergangenheit in seinen blauen Blicken, „wie schön es war, kannst du dir gar nicht denken! ... Ich hatte ja keinen anderen Wunsch! ... Diese Sehnsucht nach der Kunst! ... Und nach dem Können! ... Denn das fühlt man doch: alles in sich haben und es nicht herauszubringen verstehen, weil die Mittel fehlen, das ist ... Und plötzlich ist man da, darf malen, braucht nicht mehr Tagelöhnerarbeit leisten, kann lernen und weiter kommen! ... Das ist das Schönste im ganzen Leben! ... Ich werd' es Mr. Trawler nie vergessen!“

„Er lebt doch noch?“

„Ja, in Frisko ... San Franzisko heißt das ... Du mußt ihn kennenlernen! Wenn wir später mal

rüberfahren.“

„Wir?“

Sie fragte es zaghaft.

„Ja, du mußt auch Amerika kennenlernen ... mit Tante zusammen natürlich!“

„Wenn sie nur erst wieder gesund ist.“

Ein Schatten fiel trotz des blendenden Sonnenscheins draußen ins Zimmer.

„Ich möchte mal nach ihr sehen“, sagte er ernst.

„Warte lieber! Geheimrat Wildner kommt bald. Er hat streng untersagt, daß außer mir und Schwester Adelheid jemand das Krankenzimmer betritt ... Aber wie kam es nur, daß dieser Mensch, dieser Dittrich ... Er hatte doch deine Papiere! Damit hat er sich hier legitimiert.“

„Die hat er mir gestohlen! – Das war damals eine merkwürdige Sache: Wir waren eigentlich schon lange auseinander, das heißt, nicht gerade böse, aber wir verkehrten nicht mehr. Ich war Künstler und er ... er hatte, wie er mir sagte, das Handwerk ebenfalls aufgegeben. Er lebte von der Kunst ... Schleppte mich auch mal in sein Atelier ... Na, was ich da gesehen habe – ... Der Kerl hatte keine Spur Talent, ein ganz unverschämter Dilettant war er! ... Und heute glaube ich auch nicht mehr, daß er sich damit ernähren konnte. Er war wahrscheinlich schon damals ein Verbrecher. Ich habe da auch einen ewig hüstelnden Menschen bei ihm getroffen, eine Physiognomie, wie Galgen und Rad!“

„Aber wie kam es –“

„– daß er sich meinen Paß, meine ganzen Ausweise aneignen konnte, meinst du? Ach, das ist eine seltsame Geschichte ... wie sie eben auch nur drüben möglich ist.“

Ich hatte damals einen Freund, Dr. Schröter, auch einen Deutschen. Er war hier Student, dann Offizier und wer weiß, was sonst noch gewesen. Sicher hatte er zu allem Talent. Und er war der liebenswürdigste, reizendste Mensch, den du dir denken kannst! Die beste Kinderstube, ein wirklich umfassendes Wissen, witzig, interessant ... ja, du lachst, Theklachen! ... aber so war er wirklich! Er hatte nur einen Fehler und den auch bloß alle paar Wochen oder Monate. Dann ging er los und trank. Trank bis zur Bewußtlosigkeit! Was er in der Zwischenzeit erworben hatte, und das war manchmal gar nicht wenig, das ging dann drauf. Und dabei hatte er noch die schöne Angewohnheit, in seinem Jumm Einkäufe zu machen, die weit über seine Verhältnisse gingen. Er lebte mit einer Quadrone, einer Halbbblutnegerin zusammen – ach, pardon! ... So was durfte ich dir wohl gar nicht erzählen?“

Thekla lachte:

„Genier' dich nicht! Bei unserer Tante hab' ich gelernt, die Dinge so zu betrachten, wie sie sind, und natürlich die Menschen ebenfalls!“

„Na, Gott sei Dank!“ sagte er aufrichtig. „Mir sind prüde junge Damen ein Greuel. Aber ich hätte mir schon denken können, daß du nicht so bist!“

Er sah sie wieder an; das Rot stieg in ihre Wangen. Sie merkte es und glaubte, sie müsse sich entschuldigen.

„Ach,“ meinte er nachdenklich, „wenn ich mankmal an dich gedacht habe, habe ich mir dich, nein, dir mich, ach! ... habe ich dich mir ganz anders vorgestellt ... Weißt du, auch so blond, wie ich bin, und recht langweilig!“

„Du bist aber gar nicht so langweilig“, sagte sie schüchtern.

Nun war er ein bißchen verlegen, lachte und sagte:

„Das freut mich! ... ja, wirklich! ... sonst liegt mir ja nicht viel dran, aber dir, dir möchte ich gern gefallen!“

Er schwieg ein bißchen und erzählte dann weiter von jenem Bedauernswerten, dessen reiches Leben ein dummes Laster zerstört hatte.

„Einmal“, sagte Wolf Stark de Ruyter, „kaufte der arme Kerl ein ganzes Dutzend Zylinderhüte. Ich habe noch einen davon ... aber meistens waren's Spirituosen, die er sich zuschicken ließ und die er dann flaschenweise, wie Wasser, austrank. Das Schlimmste aber war seine furchtbare Gereiztheit in dem Zustand. Ein Blick konnte ihn dann in Harnisch bringen und hundert Mal reichen nicht, daß er mich gefordert hat, wenn er betrunken war.“

Thekla blickte rasch zu dem Blonden auf:

„Und du? Was machtest du denn?“

„Na, ich nahm die Forderung an. 'Ne Stunde später hatte er ja alles vergessen. Schwieriger war es nur, wenn er mit anderen in Konflikt geriet. Besonders mit unter ihm stehenden Menschen! Dann ging er drauf los wie 'n Eber! Und das hat ihm ja denn auch den Tod gebracht ...“

„Wieso?“ Thekla war ganz Ohr. Diese wilden Bilder aus einer fremden Welt hätten vielleicht nicht so sehr ihr Interesse gefunden, wenn der, den sie mit angingen, nicht eben der fesselnde, lebensprühende Mensch ihr gegenüber gewesen wäre.

„Wir waren“, berichtete Wolf Stark, „eines Tages wieder auf einer solchen Fahrt, die ich immer nur mitmachte, um Werner vor seinen tollsten Unklugheiten wenn möglich zu bewahren. Und dabei waren wir in das farbige Viertel geraten, die schlimmste Gegend von New York. In der Baxterstreet wollte er durchaus in einen Lunch-room zweifelhaftester Sorte hinein. Ich war dagegen, aber das half nichts. Wir nahmen einen Drink, wie das so Sitte ist, und der Barkeeper – das ist der Mann, der hinter dem Tisch steht und ausschänkt – das war ein Neger. Nun sind die Schwarzen drüben heute noch so verachtet wie vor hundert Jahren, zum Teil wohl mit Recht, denn die sogenannte Kultur hat sie wirklich nicht besser gemacht. Und ich weiß nun nicht, hat der Barman dem Doktor wirklich einen Vogel gezeigt oder bildete der sich's bloß ein, plötzlich forderte Werner den Schwarzen zum Boxkampf heraus. Alles lachte, denn mit einem Schwarzen macht man keinen „Gang“. Dem schlägt man nach dortigen Begriffen ins Gesicht, daß ihm Hören und Sehen vergeht ... Aber durch das allgemeine Gelächter war mein Doktor, der schon stark geladen hatte, noch wütender geworden. Und der Schwarze, dem natürlich der Kamm schwoll, der verhöhnte den armen Werner auch noch und zog großpratschig einen Revolver unterm Tisch vor. Im nächsten Moment gab's einen Knall, alles war voll Dampf – Der Neger sank hinter der Tonbank um – Schröter hatte ihn, seine Waffe herausreißend, einfach über den Haufen geschossen!

Sofort packte ich den Doktor beim Arm und stürzte mit ihm aus der Bar. Aber wir waren noch nicht auf der Straße, da knallte es durch die Fenster nur so hinter uns her ... Ach! ich seh's noch wie heute! Wir wollten quer über den Damm und rannten an einer weißgetünchten Mauer hin, an die klatschten die Kugeln nur so ... Auf einmal sinkt der Doktor gegen mich, greift nach mir – und gerade noch im Hingleiten fasse ich ihn. Er starb. Die Kugel war ihm in den Hinterkopf gedrungen ... Ja, da hockte ich nun und hatte ihn im Arm. Er röchelte und stöhnte, und dabei gab's aus der Kneipe egal Feuer! ...“

Thekla hatte, ohne zu wissen, die Hand ihres Veters gefaßt. Hastig rief sie: „Auf dich, Wolf?“

Er nickte kurz.

„Ja!“

Und dann sah er die Aufregung ihres Herzens, nahm selbst ihre beiden Hände, preßte seine warmen Lippen darauf, die das Blut in ihre Wangen jagten, und sagte fast lustig:

„Hätte ich ihn im Stich lassen sollen, den armen Kerl?“

Sie atmete tief:

„Nein ... nein ... das nicht ...“

Dann lächelten sie sich an und blickten einander in die Augen.

Aber Thekla riß sich rasch los: er solle doch nicht so viele Pausen machen! ... Daß er mit dem Leben davongekommen sei, das sähe sie ja! ... Aber weshalb hätte er nun seine Papiere eingebüßt?

Weil er fortgemußt hätte aus New York, so schnell wie möglich ...

„Denn sieh mal, der Neger, den Schröter erschossen hatte, war Wahlmann von „Tammany“ – das ist eine große politische Partei drüben, die mit allen Mitteln arbeitet – und sein Boss, der Wirt, hatte ziemlichen Einfluß. Wenn ich damals auch nur einen Tag länger in New York geblieben wäre, hätte ich schon im Gefängnis gesessen und wäre womöglich auf die „Insel“ gekommen! Das geht da verflucht rasch und besonders der Deutsche kann wenig ausrichten, wenn er zufällig vor einen Richter kommt, der zu der Gegenpartei gehört ... Natürlich sind sie nicht alle so, aber das kann man vorher nicht wissen! ... Na, ich riß jedenfalls aus! Ich hatte gerade einen Auftrag von dem Blatt, für das ich arbeitete, Bilder aus dem Leben der Cowboys zu zeichnen. Und ging nach Mexiko, auf eine Ranch, deren Besitzer ich kannte und der mich schon lange eingeladen hatte. Und da bin ich geblieben. Das freie Leben, die Jagd, die Natur – ich erzähl’ dir davon später noch mehr! – alles war herrlich! ... Das war ... ja, warte mal: vier Jahre ist das her, nein ... vierundeinhalb Jahr ... Um die Zeit hatte ich euch ja auch geschrieben ...“

Sie nickte:

„Bald danach kam der andere zu uns.“

„Ja, dem hatt’ ich nämlich meine Sachen anvertraut. – Ich mußte ja Hals über Kopf fort – vor allem auch meine Papiere, an denen mir zu der Zeit nicht viel lag, weil ich ja nie die Absicht hatte, wieder hierher, ins alte Land, zu gehen.“

„Und dann, dann hörtest du von uns?“

„Ja, und zwar durch die Edelsteinsammlung! Ich las zufällig einen Artikel im „New York Herald“. Da war die Rede davon. Mit vollem Namen des Besitzers. Auch daß Onkel tot war, stand darin, und daß die Witwe die Sammlung weiterführe. Dadurch wurde ich aufmerksam und – ich weiß nicht, wie’s kam – plötzlich kriegt’ ich Heimweh! Nicht mal nach euch. Euch kannt’ ich ja gar nicht, nein – es war das Land, das ich wiedersehen wollte!“

Er sah lächelnd vor sich hin.

„Und wußtest du da schon, daß dieser Dittrich ...?“

„Das brachte ich durch das Konsulat in Erfahrung, in New York. Ich wollte meine Papiere wieder haben und bekam eine recht unangenehme Antwort: der rechtmäßige Inhaber meines Namens, also der gute Dittrich, der sei schon seit Jahren wieder in Deutschland und wohne bei seiner Tante, der Millionärin de Ruyter in Breitenberg.“

„Und darauf kamst du hierher?“

„Natürlich! Sofort! Leider einen Tag zu spät, um das Unglück zu verhüten! Denn ich war vorgestern nacht schon hier. Da hab’ ich im Hotel gewohnt ... wie hieß es doch gleich?“

„Hotel Waldfrieden. Aber warum bist du denn da nicht hergekommen?“

„Ach, ich hatte meine Brieftasche in Berlin im Hotel liegen lassen. Ich mußte einfach zurück!“

„Dem Direktor vom „Waldfrieden“, dem bist du aufgefallen. Er hielt dich sofort für einen Amerikaner ...“

„Ach!“

„Ja und obenein auch für den Verbrecher selbst!“

Wolf Stark nickte sinnend.

„Ja, das stimmte ja auch alles gut zusammen! ... Und nun hat sich dieser unglückselige Mensch, der Dittrich, erschossen?“

„Nein, er ist wahrscheinlich von seinem Komplizen erschossen worden ... Denn das hab' ich gleich gesagt, wie der Kommissar mich fragte: mein Vetter – das heißt, das war er ja gar nicht – der kann die Tat nicht begangen haben!“

„Nein, dazu war er ein viel zu großer Hasenfuß! Aber gewußt darum und sie vorher mit dem anderen geplant, das hat er doch!“

„Ja, aber er dachte wohl mehr an einen Diebstahl. Er hat uns doch Opium in den Wein getan den Abend zuvor ... nur, daß Tante ihr Glas nicht trank, weil ein Schmetterling reinfiel ...“

Wolf Stark schüttelte den Kopf:

„So ein Loafer!^[1] Na, aber der andere, daß muß ein ganz gesiebter sein!“

Da sagte sie plötzlich und das Wort kam, wie aus ihrem tiefsten Innern:

„Wie gut, daß du gekommen bist, lieber Wolf!“

Und wurde verlegen und war von Herzen froh, daß es jetzt klopfte und Schwester Adelheid eintrat.

Die sagte, die Kranke schliefe noch immer; das sei recht gut, aber sie möchte doch gern Geheimrat Wildner hören. Ob man nicht bei ihm anläuten könne?

Thekla wollte es sofort tun. Aber erklärte sie auf und erzählte ihr mit froher Stimme und lachenden Augen, Wolf Stark vorstellend, daß nun der wirkliche Vetter gekommen sei, und daß so erst Licht in diese ganze rätselhafte Geschichte fiele.

„Da freuen Sie sich gewiß von Herzen“, sagte Schwester Adelheid und war ebenfalls überrascht von der Ähnlichkeit des Malers mit dem Bilde, das ihr Thekla zeigte.

Die wollte den Hörer von dem Fernsprecher nehmen, als man ein Auto heranrollen hörte. Thekla eilte ans Fenster:

„Ach, da kommt ja der Herr Geheimrat!“

Als er in den Salon trat und Thekla ihm Wolf Stark vorstellen wollte, sagte er, von seinem Berufsinteresse ganz in Anspruch genommen:

„Verzeihen Sie! Aber erst muß ich nach meiner Patientin sehen!“

Doch als sie den Namen Wolf Stark de Ruyter nannte, hielt er, schon im Hinausgehen, inne:

„Wer?“

„Mein wirklicher Vetter Wolf Stark!“ lächelte Thekla.

Der Geheimrat schüttelte, den Maler mißtrauisch messend, den Kopf:

„Na aber ...“

Da hielt ihm das Mädchen das Bild Jan Stark de Ruyters hin und, als er das verglich, glaubte

er sofort.

Wolf und Thekla wollten mit zur Tante, aber der Professor wehrte ab:

„Bleiben Sie nur vorläufig beide! Es genügt, wenn Schwester Adelheid mich begleitet. Ich muß erst sehen ...“

Er war kaum hinaus, da meldete der Diener den Amtsvorsteher und den Hoteldirektor. Auch ständen der Wachtmeister Tappert und Amtsdieners Mahnke vor dem Hause.

„Ich lasse bitten“, sagte Thekla ein wenig erschrocken.

Als der Diener hinaus war, meinte Wolf voller Humor:

„Aha! Jetzt will die hochlöbliche Polizei den Mörder fangen. Mich nämlich!“

Aber Thekla war ängstlich:

„Um Gottes willen! ... was machen wir denn? ... Hast du denn Papiere?“

„Nein, aber das Bild!“

VII.

Die Herren, denen der Diener die Tür öffnete, traten ein, während der Direktor des „Waldfrieden“ an der Tür stehen blieb. Er hatte einen Revolver in der Tasche und die Absicht, jeden Fluchtversuch des Verbrechers mit Waffengewalt zu vereiteln! Herr v. Dose trat vor, verbeugte sich, das Einglas starr im Auge, zu der Dame hin und sagte:

„Gnädiges Fräulein verzeihen, mich führt eine wichtige Amtshandlung her. Es handelt sich um den Herrn da!“ Er wandte sich Wolf Stark zu. „Ich ersuche Sie um Ihren Namen!“

Die frischen Lippen unter dem blonden Schnurrbart zeigten blitzweiße Zähne:

„Ich heiße Anders, bin amerikanischer Bürger!“

„So, wie lange sind Sie hier?“

„Seit drei Tagen. Aber mit wem hab’ ich eigentlich das Vergnügen? Wir Amerikaner lieben nicht zu große Höflichkeit, aber vorstellen tut man sich drüben gegenseitig auch!“

„Ich bin der Amtsvorsteher von Breitenberg Oberleutnant v. Dose ... Sie sind also schon vorgestern abend einmal hier gewesen, haben im Hotel Waldfrieden gewohnt?“ – „Ganz recht!“

Matthias Claudius an der Tür nickte lebhaft: der Mensch hätte es nur wagen sollen, das in Abrede zu stellen!

„Und zu welchem Zweck sind Sie hierher gekommen?“

„Zu welchem Zweck, wenn ich fragen darf, wollen Sie das wissen?“

Herr v. Dose, bisher noch sehr beherrscht, wurde merklich schärfer:

„Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß Sie in mir den Vertreter der hiesigen Amts- und Polizeibehörde zu respektieren haben! Als solcher frage ich nun zum wiederholten Male: Was wollten Sie hier in unserer Stadt?“

„Ich wollte meine Verwandten besuchen.“

Jetzt nickte Thekla, die es nicht wagte, sich einzumischen.

„Wer sind Ihre Verwandten?“

„Die leider kranke Frau Amaranth de Ruyter ist meine Tante und Fräulein Thekla de Ruyter“ – er nickte dem schönen, schwarzhaarigen Mädchen zu – „ist meine Base.“

Der Amtsvorsteher sah Thekla an.

Diese nickte gleichfalls noch lebhafter.

Da sagte Herr v. Dose, und das große Einglas in seinem rechten Auge blitzte voller Überlegenheit in dem Sonnenstrahl, der ich zwischen den Vorhängen ins Zimmer schmuggelte:

„Warum sind Sie denn gestern in aller Frühe wieder zurück nach Berlin gefahren?“

„Obwohl das eine Privatangelegenheit ist, sollen Sie auch das wissen ...“

„Es gibt in einem Kriminalverfahren keine Privatangelegenheiten!“

„Das ist Auffassungssache, aber trotzdem. Also ich mußte unbedingt sofort wieder zurück nach Berlin, denn ich hatte in meinem Berliner Hotel meine Brieftasche auf dem Frühstückstisch unten im Speisesaal liegen lassen ... und das Portefeuille enthielt meinen amerikanischen Paß ... das einzige Ausweispapier, das ich besitze. Meine deutschen Papiere sind mir nämlich seinerzeit von dem erschossenen Dittrich gestohlen worden.“

„Also Sie besitzen einen Paß?“

„Mit Ihrer gütigen Erlaubnis, ja!“

„Den möcht' ich sehen!“

„Bitte!“

Wolf Stark zog lächelnd seine Brieftasche, da sagte der Ortsgewaltige:

„Ihnen scheint die Sache sehr heiter vorzukommen. Aber wissen Sie, Verehrtester, solche Situationen nehmen manchmal einen recht tragischen Verlauf für den Betreffenden!“

„Die meine kaum!“

Der Maler reichte den Paß hin:

„Das ist mein amerikanischer Paß auf meinen amerikanischen Namen. Als geborener Deutscher führe ich noch einen anderen. Da heiße ich Wolf Stark de Ruyter und bin, wie gesagt, der Vetter dieser jungen Dame.“

„Ach so!“ Jetzt nickte Herr v. Dose mit ironischem Verständnis und blickte sich dabei nach Herrn Matthias Claudius um, der ebenso ironisch wiedernickte.

v. Dose wandte sich an Thekla:

„Es tut mir unendlich leid, mein gnädiges Fräulein, aber ich kann Ihnen den Vorwurf einer gewissen Leichtgläubigkeit nicht ersparen! In Ihrem verehrten Hause ist doch wirklich Unglück genug durch diese sogenannte Vetternschaft geschehen! Wollen Sie nun, nachdem der erste aus dem Leben geschieden ist, am Ende dem zweiten zum Opfer fallen?“

Thekla wurde immer verwirrt. So dachte sie gar nicht an das Bild des Onkels. Sie hatte das Gefühl, zu Wolf Stark hinzueilen, ihn zu schützen, doch ihre Weiblichkeit zögerte.

Wolf Stark selbst schien eher alles andere wie Angst zu empfinden. Im Gegenteil, ihm machte dieser tiefe Ernst des Herrn von der Polizei offenbar Vergnügen. Aber er tat ganz furchtsam:

„Sie werden mich doch nicht etwa verhaften wollen, mein Herr?“

„Die Absicht habe ich allerdings!“

Es klopfte, der Geheimrat trat ins Zimmer.

„Ah, guten Morgen, mein verehrter Herr Oberleutnant! Na, was sagen Sie ...“

Er hielt inne, sah die ernste Miene des Amtsvorstehers, den Hoteldirektor an der Tür, guckte den an und fragte:

„Nanu, was wollen denn Sie hier, lieber Claudius?“

Der zuckte mit gehaltener Miene die Achseln und deutete mit stummer Gebärde auf den Amtsvorsteher, so als wolle er nicht vorgreifen.

„Ach so,“ sagte der Geheimrat, „Sie wollen dem Blondem da ans Leder! Ja, gewiß! Sie, lieber Claudius, haben ihn ja gestern schon als den präsumtiven Mörder getippt!“

Mit gerunzelter Stirn, denn der Humor des Professors schien ihm der Situation unangemessen, wandte sich Herr v. Dose jetzt an den Maler.

„In jedem Fall müssen Sie mir aufs Amt folgen und sich dort näher ausweisen. Die Schwere des Falles, der unsere Stadt in die höchste Aufregung versetzt ... das heißt, ich meine, es würde sich auf keinen Fall rechtfertigen lassen, wenn ich mich ohne weiteres auf Ihre Angaben verlassen wollte! Wollen Sie mir freiwillig folgen, sonst muß ich meine Beamten rufen!“

Da stand Thekla an des Malers Seite. Da hatte sie das Bild und hielt's dem Amtsvorsteher hin:

„Bitte, Herr Amtsvorsteher, das ist mein verstorbener Onkel Jan Stark de Ruyter, Wolf Starks Vater!“

Herr v. Dose sah flüchtig auf das Bild:

„Das interessiert mich nicht!“ wollte er sagen, aber er hielt im Satz an: die Ähnlichkeit sprang ins Auge!

Neugierig kam auch Matthias näher und schielte an v. Dose vorbei auf die Photographie.

„So was kann zufällig sein!“ sagte er geringschätzig, denn er wollte seinen Fang nicht auskommen lassen.

„Ähnlichkeit ist immer ein Zufall“, meinte Wolf Stark. „Nur kommt sie meistens zwischen Verwandten vor.“

„Na, über alles das können wir uns ja auf dem Amt weiter unterhalten“, entschied Herr v. Dose. „Das Bild werde ich vorläufig mitnehmen!“

„Aber lieber Herr Oberleutnant“, raunte der Geheimrat, an seine Seite tretend. „Sie werden doch den Mann daraufhin nicht verhaften!“

Doch Herr v. Dose wurde stocksteif, drückte das Monokel fester und sagte laut, in entschiedenem Tone:

„Mein hochverehrter Herr Geheimrat, die Amtshandlungen der Polizei regulieren sich nach Gesetzen und Vorschriften. Das heißt, ich meine ... ich bin unmöglich in der Lage, in dieser Beziehung Ratschläge entgegenzunehmen!“

Achselzuckend wandte sich Professor Wildner.

Da sagte Thekla mit stockender, wie verschleierter Stimme:

„Aber, Herr Oberleutnant ...“

Der Gestrenge hob die Hand:

„Ich bitte, gnädiges Fräulein! ... Wenn dieser Mensch sich nicht weiter ausweisen kann ...“

Wolf Stark wandte sich mit einem Ruck. Feuer sprühte aus seinen blauen Augen:

„Herr! ... Amtsvorsteher oder was Sie sonst sind! Achten Sie gefälligst auf das, was Sie sagen! Ich bin für Sie Mr. Anders! Bin amerikanischer Bürger! Wenn Sie mich auf solchen blödsinnigen Verdacht verhaften wollen, dann tun Sie's! Auf Ihre Gefahr! Unser Konsulat wird Ihnen die Antwort darauf geben!“

Er wandte sich zu Thekla, nahm ihre beiden Hände und küßte sie:

„Lebewohl, liebe Thekla! ... Ich bin bald wieder hier! ... So, nun kommen Sie, Herr ... Herr Amtsvorsteher!“

Dem war ein bißchen eigen zumute. Die Verhaftung war vielleicht doch etwas übereilt! Aber seine Autorität stand auf dem Spiel! Jetzt hieß es auf alle Fälle durchgreifen! Diese Dreistigkeit, einer königlich preußischen Behörde nicht allein, nein, einem Offizier gegenüber, das konnte er nicht ruhig hinnehmen!

Er stand wie aus Erz:

„Ich erkläre Sie hiermit für verhaftet!“

„Schön“, sagte Wolf trocken, „wie oft noch?“

„Folgen Sie mir!“

Indem klingelte das Telephon.

Thekla nahm den Hörer ab, lauschte und sagte, erlöst aufatmend:

„Herr Amtsvorsteher, Sie werden zu sprechen verlangt!“

„Ich? ... Von wem?“

Er trat an den kleinen chinesischen Tisch aus schwarzem Teakholz, auf dem der Fernsprecher stand.

„Ach, Sie sind es, Herr Staatsanwalt ... ja ... jawohl ... Wie? ... Herr Kommissar Dr. Splittericht ist ... gestern? ... Gestern abend noch. Und das ist ganz sicher? ... Wir haben nämlich – das heißt, ich habe – hier einen dringend Verdächtigen. – Ja ... den aus dem Hotel Waldfrieden, der da gewohnt hat, vorgestern nacht ... Herr Claudius beobachtete ihn heute morgen, wie er in das de Ruytersche Haus hineinging. Hier habe ich ihn eben verhaftet. Sie meinen, Herr Staatsanwalt? So ... ja ... ist denn der Herr Kommissar auch dort? Ja ... ja ... wenn Sie das für richtig halten, Herr Staatsanwalt ... Ganz recht, ja ... Wir könnten Sie dann hier erwarten ... ja, bitte!“

Als sich Herr v. Dose wieder den anderen zuwandte, war er womöglich noch ernster, sozusagen undurchdringlich.

„Der Herr Staatsanwaltschaftsrat Dr. Losch wird in wenigen Minuten hier sein. Das heißt ... ich meine ... dann wird sich das Weitere finden.“

Damit trat er selbst an's Fenster, wandte den übrigen für einen Augenblick den Rücken, überlegte aber doch sofort, daß eine Dame im Zimmer sei, und kehrte sich den Anwesenden mit über der breiten Brust verschränkten Armen wieder zu. Schweigend, ohne eine Miene zu verziehen, nur noch Hüter und Vollzugsorgan des Gesetzes.

Geheimrat Wildner sprach leise mit Herrn Matthias Claudius. Er sagte:

„Mir scheint, Sie haben da eine kapitale Dummheit gemacht, mein Lieber!“

Der zuckte unwillig die Achseln.

„... jawohl, Sie und Ihr Herr Skatbruder, alle beide! Das wird Ihnen schnell genug klar werden!“

Er wandte sich Thekla zu:

„Kommen Sie, mein liebes Fräulein, Sie sind ja, soviel ich weiß, nicht mit verhaftet.“

Und er nahm des Mädchens Hand, legte sie auf seinen Arm und führte die leicht Widerstrebende hinaus. An der Tür warf Thekla einen Blick zurück auf ihren Vetter. Der lachte sie an, und da wich auch ihre Besorgnis. Draußen auf dem Flur sagte der Professor:

„Wissen Sie, eigentlich kann einem der Mann leid tun ...“

„Wolf Stark, Herr Professor?“

„Nee“, sagte er, „ich meine, der gute Herr v. Dose! Er ist gewiß ein braver, rechtlicher und tüchtiger Mann. Bloß für den Posten, an den ihn die Regierungsweisheit gestellt hat, paßt er absolut nicht. Diese Leute, die früher den Offiziersdegen getragen haben, betrachten manchmal die ganze Welt als Kasernenhof ... Ich fürchte, oder vielmehr, ich sehe es deutlich, daß er sich hier mit seiner ganzen Breite in die Nessel gesetzt hat. Freilich, das wird ihn auch noch nicht ändern. Denn es gibt gar keinen Mißgriff, der so groß wäre, daß ihn die sogenannte Autorität nicht zudecken könnte. Aber im übrigen, was für uns weit wichtiger ist; der Zustand Ihrer Tante, liebes Kind, nimmt einen fast beängstigend ... ja ... mir ist so etwas einfach noch nicht vorgekommen!“

Und da Thekla voll Schrecken zu ihm aufsah:

„Nein ... nein ... nicht zum Schlimmen! Im Gegenteil! Da ist beinahe zu wenig Komplikation! Ist doch immerhin eine schwere Fraktur, die vorliegt ... und fast gar kein Fieber. Heute nacht, wie mir Schwester Adelheid eben sagte, 38,3 und setzt schläft sie schon seit vielen Stunden. Schläft so ruhig. Wenn das so fortgeht.“

Der Professor hatte mehr zu sich selber als zu Thekla gesprochen. Er schritt ein wenig vor ihr her die Rundtreppe hinauf. Plötzlich blieb er stehen, sah sich um und sagte:

„Der Doktor Splittericht, den ich übrigens für einen ganz ungewöhnlichen Menschen halte ... denn das ist gar kein Kommissar wie die anderen und ebensowenig der Detektiv nach amerikanischem Muster, die bekanntlich aus einem gefundenen Zahnstocher die ganze Psychologie des noch gar nicht gefundenen Verbrechers diagnostizieren – ... Ja, was wollt' ich denn sagen? ... Ach so! Ja! der Doktor scheint in der vergangenen Nacht noch recht bedeutsame Feststellungen gemacht zu haben.“

Nun erzählte Thekla ihm ein bißchen verlegen – denn sie wußte nicht, was der Geheimrat dazu sagen werde – von dem nächtlichen Besuch des Kommissars im Krankenzimmer. Doch Geheimrat Wildner fand nichts zu bemerken; er nickte nur eifrig, als Thekla anfügte:

„Fast möchte ich glauben, wenn ich mir Herrn Dr. Splitterichts Fragen von gestern abend überlege, er hat es schon geahnt oder vermutet, was mir erst heute durch Wolf Starks Heimkehr aufgegangen ist.“

„Daß der andere sich nur fälschlich als Ihr Vetter ausgegeben hat?“

„Ja, Herr Geheimrat, bei dem Scharfsinn des Herrn Doktor ...“

„Wahrhaftig, der Mensch sieht durch eichene Bohlen.“

Professor Wildner ging weiter die Treppe hinauf. Dann trat er vor Thekla, denn er war das bei seinen Krankenbesuchen so gewohnt, ins Zimmer seiner Patientin.

Frau de Ruyter lag noch immer in festem Schlaf. Nur hin und wieder atmete sie, wie in Schmerzen. Dann zitterte die Wimper über dem Auge, es schien für Augenblicke, als wolle die Kranke wach werden, aber der Schlummer hielt sie weiter in seinen heilenden Armen.

„Merkwürdig! ... merkwürdig! ...“ sagte der Professor Wildner. „Ich habe doch schon genug Leute mit zerbrochenen Köpfen unter den Fingern gehabt!“

Schwester Adelheid stand in ihrer bescheidenen Haltung zu Füßen des Bettes.

„Wenn Herr Professor meinen, möchte ich versuchen, der Kranken nachher ein bißchen Nahrung einzuflößen?“

„Ja, das tun Sie, Schwester! Am besten Bouillon ... oder Milch ... nur Flüssiges ... Bei einer so günstigen Entwicklung darf man der Natur so wenig wie möglich Aufgaben stellen ... und Essen und Trinken ist eine Aufgabe ... eine große sogar ... Ist denn jetzt Fieber vorhanden?“

Die Schwester zuckte die Achseln:

„Ich habe heute noch nicht gewagt zu messen.“

„Sehr gut, sehr richtig, Schwester! ... Solchen Schlaf um alles in der Welt nicht stören ... Da erneuern wir auch den Verband vorläufig nicht ...“

Er wandte sich zu Thekla. Er sprach so leise, wie ihm das bei seinen, zumeist an der Grenzscheide des Lebens stehenden Kranken Gewohnheit war:

„Ich glaube, Sie haben einen besonderen Fürsprecher da oben, liebes Fräulein ... Jetzt kann ich Ihnen sagen: Gestern früh hätte ich nicht gedacht, daß die Frau da heute noch atmen würde!“

Erschrocken faltete Thekla die schlanken, weißen Hände. Sie sprach nicht. Ihre dunklen Augen nur baten um Gewißheit, daß die, die sie so sehr liebte, erhalten bliebe ...

Und dann mitten in ihr bangendes Herz hinein flutete ein anderes, das ihr Blut klopfen ließ in einer neuen, noch nie empfundenen und kaum gekannten Melodie ... Sie sah ein Gesicht, das ihr bekannt und vertraut däuchte, als hätte es von Anfang her in ihr eigenes Sein hineingeblickt;

zwei Augen, die so gut, so kindlich gut und froh herübersahen – und ein Lachen hörte sie, das alle Sorge, alle Angst aus ihrer Seele scheuchte ...

„Weinen Sie nicht, liebes Fräulein,“ hörte sie den Geheimrat sagen, „Sie dürfen wirklich hoffen, Ihre Tante bald wieder gesund und munter zu sehen!“

So heiß und tief errötete sie, daß sie sich abwenden mußte. Rasch schritt sie aus dem Zimmer.

Der Geheimrat folgte ihr:

„Bei Ihrer großen Erregbarkeit, mein liebes Fräulein, ist es besser, wir überlassen vorläufig die Pflege Ihrer Frau Tante, Schwester Adelheid ... Sie können ja die Schwester des Nachts hin und wieder ablösen, damit sie bei Kräften bleibt.“

„Ach!“ Theklas Augen waren lauter Glück und Freude. „Ich bin sonst gar nicht so weichlich, Herr Professor ... Das ist nur jetzt ... es kommt so viel auf einmal ...“

Er nickte eifrig.

„Aber ja! Ganz gewiß! ... Wenn ich denke, wie jung Sie noch sind! ... Das ist ja eine völlige Lebensumwälzung! ... Übrigens, der neue Vetter ... ich glaube, das ist kein schlechter Tausch, den Sie da machen, gnädiges Fräulein!“

Thekla lachte. Sie hoffte, sie würde dann nicht so leicht rot werden! ... Indem horchte sie in den Korridor. Ihr war, als höre sie dahinten Stimmen und Schritte ...

„Was ist denn, liebes Fräulein?“

Thekla deutete nach rechts:

„... im Atelier ...“

Jetzt vernahm es der Professor ebenfalls: da sprachen mehrere Leute durcheinander!

„Ist Ihr Diener vielleicht da und die Mädchen?“

„Nein, Herr Geheimrat, es ist niemand von uns oben!“

„Ängstigen Sie sich nicht, liebes Kind, ich gehe nachsehen!“

„Und ich begleite Sie, Herr Geheimrat!“

Er lachte:

„Was soll denn da auch sein ...! Jetzt am hellen Tage!“

Sie gingen den Gang entlang, blieben vor der Ateliertür stehen und lauschten.

„Das ist ja ...“ sagte der Professor, „das ist ja Herrn Doktor Splitterichts Stimme!“

Er klopfte an die Tür und trat auf das von drinnen schallende „Herein!“ ins große Atelierzimmer. Hinter ihm schüchtern das schöne Mädchen.

VIII.

Im hellen Morgenlicht lag hier noch immer der Leichnam des Dittrich, dessen Oberkörper das Jackett verdeckte, auf dem Tisch.

Im Atelier standen Dr. Losch, neben ihm der Untersuchungsrichter und der Kriminalkommissar. Die Herren bewillkommten die Eintretenden, der Staatsanwalt sagte zu Thekla:

„Sie glaubten wohl, gnädiges Fräulein, daß Sie schon wieder ungebetenen Besuch bekommen hätten? Aber nein, diesmal sind wir's! Und zwar auf einem ganz neuen Wege, den mir der Herr Kommissar gezeigt hat!“

Er wies dabei auf die noch unter dem aufgeklappten Fenster stehende Atelierleiter hin.

Thekla, die ein unüberwindliches Gefühl des Grauens in diesem Raume gefangen hielt, sah ernst und ein wenig verwirrt von dem Redenden zum offenen Fenster. Der Geheimrat war an die Leiter getreten und sagte, leise mit dem, trotz seines weißen Haares jung wirkenden Kopf nickend:

„Da ist der Verbrecher eingedrungen? ...“

„Ja,“ erklärte Dr. Lindenblatt, „und nebenan in dem leerstehenden Hause hat er ein von ihm selbst, das heißt mit Hilfe seines Freundes, möbliertes Zimmer bewohnt!“

„Eine nette Freundschaft!“ meinte Professor Wildner. „Na, jedenfalls meine Herren, werden Sie gut tun, erst einmal mit hinunterzukommen! Unten im Salon zernieren Herr Amtsvorsteher v. Dose und mein Freund Matthias Claudius einen jungen Mann, der ebenfalls der Mörder sein soll!“

Dr. Losch's schmale Lippen wurden noch schmaler, der Mund breiter. Er wandte sich an Dr. Splittericht, der eine, auf einem alten Wandschrank stehende Briefschatulle herabgenommen hatte und darin herumstöberte: „Wollen Sie den Herrn Amtsvorsteher nicht als Gehilfen engagieren?“

Dr. Splittericht, der eben etwas Interessantes gefunden zu haben schien, blickte auf und schüttelte ernsthaft den Kopf, worauf Dr. Lindenblatt leise lachte. Aber der Staatsanwalt meinte:

„Na, Kollege, ich glaube, Sie glauben ...“

Dr. Lindenblatt winkte ab:

„Ich weiß schon, lieber Losch! ... Ich weiß schon, was Sie sagen wollen ... aber ich bin ja auch nur Untersuchungsrichter.“

Die beiden Juristen, die sich von ihrer Universitätszeit her kannten, verband trotz ihrer so großen Verschiedenheit ein aufrichtig kameradschaftliches Gefühl. Sie nahmen sich gegenseitig nichts übel.

„Dann wollen wir nur gehen“, sagte Dr. Lindenblatt zu Thekla gewendet, „und Ihren neuen Verwandten erlösen, mein Fräulein!“

Thekla dankte mit ihrem liebsten Lächeln.

„Denn“, fuhr der Untersuchungsrichter fort, „unser verehrter Doktor-Kommissar hat die Spur des Raubmörders nicht allein ins Nebenhaus, sondern sogar bis auf den Bahnhof verfolgt. Von dort ist er, das heißt der Mörder, daran ist gar nicht zu zweifeln, mit einem Auto heute früh um vier Uhr nach Annenaue gefahren und hat da den Personenzug, der nach Breslau fährt,

genommen. Also in Breitenberg, respektive hier im Hause kann er jetzt nicht mehr gut sein!“

„Ach!“ machte der Geheimrat, „schon die ganz ungewöhnliche Ähnlichkeit mit dem Onkel des Fräuleins, also mit seinem Vater, muß ja jeden Verdacht zerstören!“

„Sie meinen jetzt aber den Herrn unten im Salon“, sagte der Staatsanwalt in seiner Weise.

Und Thekla, ohne die Ironie zu bemerken, fiel rasch ein:

„Ja, wir besitzen zufällig ein Bild meines Onkels Jan Stark aus seiner Jugendzeit ... und ... und ...“ Sie verwirrte sich, wurde rot, sah hilfeschend den Professor an, der freundlich vollendete:

„Und dieses Porträt ist dem jungen Mann unten zum Verwechseln ähnlich!“

Man war im Fortgehen. Da sagte Dr. Splitterricht, der noch immer über die Briefschatulle gebeugt stand, sich aufrichtend:

„Einen Augenblick, meine Herren! ... Ich finde hier einen Brief, der ganz sicher von dem Verbrecher herrührt. Darf ich vorlesen, ja?“

„Lieber Edward! Wir müssen die Sache um acht Tage verschieben. Ich habe seit ein paar Tagen wieder Schmerzen und Husten, wie nicht klug. Das könnte uns hinderlich sein. Aber es ist nur das verdammte kalte Wetter, der Winter will ja dies Jahr nicht alle werden. Du mußt unterdessen die neuen Buchstaben auf jeden Fall rauskriegen! Gib Dir Mühe und sei nicht immer so ein fauler Hund! ... Du weißt, was davon abhängt! Denn Du mußt Dir doch sagen, daß der andere eines Tages wiederkommen kann, und ob wir ihn dann rechtzeitig abfassen und ausblasen können, das ist doch sehr zweifelhaft! Auf jeden Fall ist es besser, sich beizeiten zu drücken – für Dich! Natürlich nicht ohne ...!! Denn das wäre ja noch dümmer! Sowie Du die Buchstaben hast, ...“

„Er meint die Stellziffern des Geldschrankes“, schaltete der Kommissar ein, „und der Brief bestätigt nur, daß der ganze Diebstahls- und Mordplan von langer Hand vorbereitet war!“

„Ja, aber weiter ... weiter!“ drängte Dr. Losch, der nähertrat.

„so schreibe mir sofort!“ las der Kommissar. „Ich sitze hier auf meinem Kaff, huste und langweile mich scheußlich. Der Alte sollte mir Geld geben für die Reise, aber er denkt gar nicht dran. Und dabei hat, wie ich letztes Mal in B. war, der Doktor gesagt, wenn ich nicht bald was unternehme, geh' ich kaputt. Eine angenehme Aussicht, was?“

„Es scheint sich da um einen Schwindsüchtigen zu handeln,“ meinte der Geheimrat.

Der Kommissar nickte:

„Etwas Ähnliches habe ich mir gedacht, als Schwester Adelheid gestern das Husteln erwähnte ... Ein so alter, durchtriebener Verbrecher vermeidet ängstlich alles, was ihm zum Verräter werden kann. Und gerade der Husten ...“

„Was schreibt er denn sonst noch?“ wollte Dr. Losch wissen.

Der Kommissar überlas den Schluß des Briefes:

„Ja, das betätigt unsere Vermutung! Er schreibt:

„Ich habe ja vielleicht bloß noch ein paar Jemmchen vor mir,“ (das heißt: Jahre) „die möcht' ich aber in einem besseren Klima verleben, nicht in dem sogenannten Vaterlande, das mich durch seine Niederträchtigkeit ruiniert hat. Na, ich komme vielleicht noch dazu, der Bande zu zeigen, daß man die Menschen nicht umsonst verdirbt! Übrigens, Du mußt mir etwas Geld schicken, vielleicht so zwei- bis dreihundert, das genügt. Ich kann hier doch nichts ausgeben. Und vergiß es gefälligst nicht wieder, ohne Kies kann ich nicht fort. Und die hier

geben keinen Pfennig. Ich soll arbeiten! Ja, wenn ich könnte! Und will auch nicht! ... was denn? Und wo? Seit zehn Jahren ohne Papiere! Also Schluß! Schreib' bald und tu, was ich Dir gesagt habe! Sonst bin ich eines Tages wieder da und ...!

Gruß!

Harry.“

„Darf ich mal sehen?“ bat der Untersuchungsrichter und streckte die Hand nach dem auf ordinäres Papier geschriebenen Briefe aus.

Der Staatsanwalt grinste:

„Ich verspreche Ihnen den Brief später für Ihre Sammlung, lieber Lindenblatt! ... Jetzt Studien über den Charakter der Handschrift anzustellen, hat kaum Zweck! Lieber soll uns Dr. Splittericht sagen, was er da sonst noch herausliest!“

Dr. Lindenblatt gab achselzuckend das Blatt zurück:

„Wer die fundamentalen Wahrheiten der Graphologie nicht in sich erlebt hat, dem ist nicht zu helfen!“

„Zu viel Gründlichkeit schadet!“ replizierte Dr. Losch.

„Na, mit der Ironie allein kommt man auch nicht weiter!“

Da meinte der Geheimrat:

„Ich bitte um Verzeihung, meine Herren, aber unten wartet der neue Herr de Ruyter noch immer auf uns!“

„Ja, ja ...“

„Ganz richtig!“

Die beiden Juristen folgten dem alten Herrn, der ihnen mit Thekla voranschritt. Den Schluß machte Dr. Splittericht, der, wiewohl in Gesellschaft, mit seinen Gedanken allein war. Als er heute früh den Schlupfwinkel des Verbrechers, das Zimmer drüben im unbewohnten Hause, das auf seine Weisung gesäubert worden war, noch einmal durchsuchte, da hatte er ein in blaue Seide gebundenes dünnes Notizbuch gefunden. Die ersten Blätter waren herausgerissen, sonst alles unbeschrieben. Das fiel ihm jetzt ein. Er ging rasch an Dr. Losch und Dr. Lindenblatt vorbei, an Theklas Seite und zeigte ihr das Heftchen:

„Können Sie sich erinnern, gnädiges Fräulein, etwas Derartiges bei dem Menschen gesehen zu haben, der sich für Ihren Vetter ausgab?“

Thekla war voller Ungeduld. Ihr Herz schwoll von Mitgefühl für den Blonden, der im Salon wie ein Gefangener zwischen dem Amtsvorsteher und dem Hoteldirektor stand. So hatte sie nur mit geringem Interesse dem Vorlesen des Briefes zugehört, denn immer bewegte sie der eine Gedanke: wie kann man hier stehen und warten, wo da unten ein Mensch in so entwürdigender Lage festgehalten wird! ... Und nun kam der Kommissar wieder mit einer Frage und hielt sie von neuem zurück! ... Sie mochte kaum hinsehen! ... Was hatte er denn bloß?!

Aber als ihr Blick das blauseidene Büchelchen streifte, verhielt sie selber den Schritt und sagte:

„Ja, das gehörte meinem ... dem Menschen, der erschossen ist ...“

Sie sah von neuem den Leichnam auf dem Ateliertisch, von dem sie sich, solange sie im Atelier bleiben mußte, geflissentlich abgewandt hatte. Und ein Entsetzen überkam sie vor all dem Furchtbaren! Dachten die Herren in ihrem Eifer, dieses blutige Rätsel zu ergründen, nicht daran, daß sie doch nur ein Weib war, ein junges Mädchen? Ihre starken, schwarzen Brauen

wurden ganz eng.

„Ach, das alles ist schrecklich, Herr Kommissar!“ sagte sie endlich.

Der begriff sofort:

„Ja, in der Tat, wir sollten Sie nicht damit behelligen. Es ist wirklich nichts für Frauennerven!“

Der Geheimrat griff nach Theklas Hand:

„Da habe ich um Verzeihung zu bitten! Mein dummes Interesse für solche Kriminalsachen! ... Aber nun hörten wir im Atelier sprechen, hatten keine Ahnung, wer das sein könne – ich dachte ja gar nicht mehr an den Toten. Nein, wahrhaftig, ich hätte Sie da nicht mit hineinnehmen sollen, liebes Fräulein!“

Thekla lächelte wieder. Sie stand an der Treppe:

„Das wollten Sie ja auch nicht, Herr Geheimrat! Ich bin eigentlich gegen Ihren Willen mitgekommen. Es ist also meine Schuld! ... Und das Buch da, Herr Kommissar? Davon ließ sich der Tote immer gleich ein Dutzend anfertigen. Es müssen sich gewiß in seinem Zimmer noch welche finden. Er trug sie gewöhnlich in der Brieftasche.“

„Ich danke“, sagte Dr. Splitterricht. Und da für ihn jetzt nur „der Fall“ existierte, und er keine Ahnung hatte, wie es die schöne Schwarzhaarige drängte, hinunter in den Salon zu kommen, hielt er den Staatsanwalt an der Treppe abermals fest: „Das ist das Notizbuch, Herr Staatsanwalt, nach dem ich gestern abend suchte, als wir den goldenen Crayon bei dem Toten fanden. Ich bin überzeugt, er hat im Sterben den Namen seines Mörders hineingeschrieben.“

„Und der hat dann das Blatt herausgerissen, ehe er das Notizbuch fortwarf“, stimmte Dr. Losch zu. „Wenn wir ihn nur erst hätten, den Kerl! Aber ich fürchte, ich fürchte ...“

„Mein Gott!“ bemerkte der Untersuchungsrichter, „Anhaltspunkte sind eigentlich genug da!“

„Ja“, knurrte der Staatsanwalt, „allerdings! Der Mörder hustet!“

„Nein, aber er hat die Edelsteinsammlung mitgenommen! Die muß er doch irgendwo verkaufen, die Steine ... was meinen Sie, Herr Kommissar?“

Doch Dr. Splitterrichts Mitteilbarkeit war erschöpft, er zuckte nur die Achseln:

„Das ist anzunehmen ...“

„Ich darf mich wohl vorläufig empfehlen?“

„Aber nein, pardon, ich bitte recht sehr!“ lachte der Geheimrat. „Nur glaub’ ich, wir werden den Herrn Kommissar unten im Salon noch nötig haben!“

Mit Mühe zwang sich Thekla zum Schweigen. Sie nickte lebhaft und lächelte beinahe hilflos dabei.

„Ja, kommen Sie nur lieber mit!“ entschied Dr. Losch und ließ dem jungen Mädchen den Vortritt.

Die Situation im Salon war noch immer die gleiche: der Hoteldirektor beim Eingang, Herr v. Dose am Fenster, und der vermeintliche Mörder am Tisch, im Fauteuil sitzend, wo er interessiert eine Mappe mit alten Kupferstichen betrachtete.

Wolf Stark erleichterte die heikle Situation, indem er aufsprang und sich den drei ihm noch unbekanntem Herren mit einer Verbeugung zuwandte, die allseitig erwidert wurde.

Dann ging Dr. Losch, dessen spöttische Schärfe hier ganz ausfiel, zu dem Amtsvorsteher und konferierte leise mit ihm. Erst als Herr v. Dose hartnäckig blieb und offenbar auch jetzt noch auf der Verhaftung bestehen wollte, wurde das Organ des Staatsanwalts etwas deutlicher:

„Pardon, Herr Amtsvorsteher, ich nehme die volle Verantwortung in der Angelegenheit auf mich!“

„Dann ist meine Pflicht getan“, sagte der Amtsvorsteher, verabschiedete sich mit einer kurzen, eckigen Verbeugung von dem Beamten und schritt hoch aufgerichtet zur Tür. Aber im Hinaustreten siegte doch der Kavalier in ihm. Er blieb stehen und sagte mit einer tiefen Neigung gegen Thekla:

„Auf Wiedersehen, gnädiges Fräulein!“

Herr Matthias Claudius, fassungslos, hastig:

„Guten Morgen!“

Und schlüpfte hinter seinem Gönner zur Tür hinaus.

Thekla huschte mit einem „Verzeihung!“ hinterher. Die im Salon vernahmen ihre klare Stimme noch und die des Amtsvorstehers, dem sie gewiß etwas Liebes und Gutes sagte, denn, ehe die Schritte sich entfernten, hörte man ihn lachen.

IX.

Der Abend dieses Tages fand Dr. Splitterricht und den Maler Wolf Stark de Ruyter auf dem Wege nach der Hauptstadt. Sie saßen allein im Coupé erster Klasse und konnten so ungestört plaudern.

Der Kommissar hatte sich von seinem Begleiter, der Dr. Splitterrichts Bitte, ihn bei der Aufklärung dieses schweren Verbrechens zu unterstützen, sofort entsprochen hatte, alles erzählen lassen, was Wolf Stark über den erschossenen Eduard Dittrich irgend zu sagen wußte. Aber die Person desjenigen, der den Kommissar recht eigentlich interessierte, blieb dabei doch im dunkeln.

Es war ja wohl anzunehmen, daß jener hüstelnde Mensch, den der Maler einmal bei Dittrich angetroffen hatte, mit dem Mörder identisch war; nur konnte Wolf Stark heute, nach so langen Jahren, beim besten Willen keine rechte Beschreibung des gefährlichen Menschen mehr geben. Er schilderte ihn als großen, ziemlich breitschultrigen, dabei mageren Mann von vielleicht dreißig Jahren mit einem starkknochigen Gesicht, das fahle Farben und einen unheimlichen Ausdruck hatte. Aber Wolf Stark war nicht einmal imstande zu sagen, ob jener helles oder dunkles Haar gehabt habe. Und er meinte selbst, daß alles, was er jetzt angäbe, wohl mehr ein Phantasiebild, aus den später erfahrenen Tatsachen kombiniert, sei als die Malerei realer Wirklichkeiten.

„Das einzige, was ich mit positiver Sicherheit sagen kann, Herr Kommissar: ich würde ihn auf der Stelle wiedererkennen!“

Das war's, was den Kommissar auf die Idee gebracht hatte, den jungen Maler an seinen Nachforschungen teilnehmen zu lassen.

Jetzt war eine Pause im Gespräch eingetreten. Die beiden saßen sich im Zwielficht gegenüber auf den Fensterplätzen des Abteils und jeder dachte an das, was ihn erfüllte.

Wolf Stark sah sich in Breitenberg, unten im Parterre der Villa, im kleinen Salon. Und neben ihm ein Mädchen im dunklen Seidenkleide mit feinem Goldschmuck um den schönen, offenen Hals. Sie hielten sich bei den Händen und sprachen leise miteinander.

Das Gefühl einer unendlichen Sehnsucht ergriff den Maler im tiefsten Herzen. Er dachte an Frauen und Mädchen, deren Hände er auch in den seinen gehalten, deren Lippen sein Mund dereinst geküßt hatte ... War es sein starkes Temperament, was ihn heute wie damals in heißer Flamme glühen ließ? Hatte nur sein Künstlerauge sich an dem schönen Bilde Theklas so voll gesogen, daß sein Herz ganz erfüllt ward von ihrem Zauber?

Einen einzigen Tag, nein, nur Stunden hatte er sie gesehen und war ihr doch mit jeder Fiber verbunden!

Er mißtraute sich selbst, er wollte nicht ihr, die ihm so hoch über allem Schönen und Begehrenswerten zu stehen schien, mit einer Leidenschaft nahen, die die Stunde geboren und die nächste wieder in Asche sinken lassen würde! Ihm war, als müßte er lange von ferne stehen, dürfe nur schüchtern herüberschauen und dann erst sprechen von seiner Liebe, wenn ihre Augen selbst ihn darum bitten würden.

Er dachte auch, wie leicht er früher zu Frauen von seinen Gefühlen gesprochen hatte. Und heute kam ihm das wie ein Unrecht vor ... Und doch lag alles so fern, so weit vergessen hinter ihm, als sei es gar nicht wirklich gewesen. Und wenn er sich tausendmal zur Vorsicht und zur

Besonnenheit mahnte – ihm war dennoch, als sei Thekla de Ruyter die erste und die einzige, die er geliebt, als gäbe es kein Weib außer ihr auf der großen Erde, das er je lieben könne!

Sein stürmischer Geist lehnte sich gegen den Zwang, der ihn in diesem Augenblick immer weiter von ihr fortführte, auf! Er wollte nicht, nein, er wollte nicht mit dem Kommissar nach Berlin fahren! ... Zurück wollte er, mit dem nächsten Zuge, zurück zu ihr, nach der sein Herz schrie! ... Wollte niederstürzen zu ihren Füßen und ihr sagen, daß sie seine Seele sei und die Erfüllung aller seiner Träume – und daß er das Leben ohne sie nicht ertragen könne!

Aber Wolf Stark de Ruyter stand nicht auf. Er sprach auch kein Wort zu dem stillsinnenden Mann auf der anderen Polsterbank. Er haderte eine Weile mit sich, daß er so wenig Mut habe; meinte, daß eine Leidenschaft, die nicht alle Hindernisse sofort über den Haufen würfe, wohl wenig wert und würdig des einzigen, geliebten Gegenstandes wäre! Aber dann sah er ihr Bild wieder. Es stand wie in einem goldenen Rahmen in dem kleinen Parterresalon und sah mit großen Wunderaugen in sein brausendes Innere hinein. Und da war's ihm, als leuchtete es auch in den dunklen Augen auf, wie ein Erkennen ... Das Bild sah ihn an, bis die seidigen Wimpern die schwarzen Sterne deckten und ein Lächeln um den geliebten Mund ging, das ihm einen tiefen Seufzer entlockte ...

Wolf Stark riß sich zusammen. Er blickte verstohlen auf den Kommissar; der saß da mit einer so sonderlichen Starrheit, als wäre kein Leben mehr in ihm. Der Maler wußte ja nicht, daß die Seele des anderen auf dunklen Pfaden schweifte. Er konnte nicht ahnen, daß wirklich nur der Leib des Mannes ihm gegenüber war, dessen suchender Geist weit ab sich vorwärts tastete auf blutigen Spuren.

„Herr Kommissar“, sagte Wolf Stark.

Da erwachte der Doktor. Er blickte, wie irre, um sich. Und ein Seufzer, ähnlich dem, den Wolf Stark vorhin hören ließ, nur aus so ganz anderen Tiefen, kam von seinen Lippen.

„Ist Ihnen nicht gut, Herr Kommissar?“

Der strich sich mit der Hand übers Gesicht und hob langsam den Blick zu seinem Gegenüber. Jetzt sah und fühlte der Künstler, daß der andere aus stillen Traum- und Geisterlanden wiederkam auf die laute Erde.

„Mir ist manches eingefallen“, sagte der Kommissar, dessen Stimme noch den dumpfen, halblauten Klang hatte, als finde auch sie sich nur schwer und langsam zurück auf die Oberwelt, ins bewußte Leben ... Er schwieg und sagte nach einer Weile erst:

„Ja, ich träume manchmal ein bißchen ... es scheint wenigstens so. Meine Mutter hat mir das vererbt. Sie war stundenlang ganz entrückt ... und sie hatte in ihren Wachträumen die merkwürdigsten Erscheinungen ... Zwar meistens Dinge, die erst kommen sollten ... Es soll auch manches eingetroffen sein davon ... Aber Sie wissen, man muß solchen Familiengeschichten gegenüber vorsichtig sein. Der sogenannte „Okkultismus“ lebt zum großen Teil davon ... und das Mißtrauen, das man ihm entgegenbringt, ist deshalb nicht unberechtigt.“

Der Kommissar hatte noch immer mit einer schleppenden, wie müden Stimme gesprochen. Jetzt wurde er kräftiger und bewußter in seiner Rede. Die Energie, die den Körper verlassen hatte, um in die Finsternisse des Unerkannt-Rätselvollen einzudringen, kehrte ihm allmählich zurück.

„Bei mir ist das anders. Ich glaube, mich einigermaßen in der Gewalt zu haben ...“ Er lächelte. Oder es schien wenigstens eine Sekunde, als wolle er lächeln. „Ich bin eben keine Frau! Ich vertiefe mich absichtlich ... und es ist mir, als sinke ich dann herunter auf den tiefen Grund des Unbewußten, wo all die tausend Seitengedanken, die unser gerades Wissenwollen

durchkreuzen, wo die plötzlich aufhören. Manchmal hab' ich so Dinge gesehen, die ich nicht wissen konnte. Die sich nachher aber doch als Tatsache erwiesen ... Ja, das ist eine seltsame, aber eine starke Hilfe für meinen Beruf ... über den ich sonst nicht gern rede ... aber Sie sind Künstler, Sie werden mich begreifen ...“

Wolf Stark nickte eifrig. Wiewohl sein Glaube unsicher blieb. Gehört hatte er ja viel von Hellseherei, Telepathie und ähnlichem. Hatte auch Leute gesehen, die mit erstaunlicher Nervenfeinheit die eigenartigsten Experimente ausführten auf diesem Gebiet. Aber das geschah meist für Geld und eine letzte Kontrolle blieb unmöglich. Hier war's ein sehr ernster, wegen seiner Erfolge geschätzter Mensch, der selber alles tat, seine bedeutsame Gabe von jeder Mystik loszulösen. Es gab also doch derartiges? ... Oder spielten auch hier der Selbsttäuschung bunte Lichter in die Welt der Tatsachen und Erinnerungen hinein? Waren's vielleicht doch nur Momente des Wiederauflebens von schon verlorenen Gedächtnisbildern, die der Losgelöste aus dem Bodenlosen aufsteigen sah, ohne zu wissen, daß sie nur in ihm und seiner Seele schliefen?

Da sagte der Kommissar, als sähe er in des Malers arbeitenden Schädel hinein:

„All das habe ich mich auch oft gefragt ...“

„Wie? ... Sie meinen, Herr Kommissar? ...“

„Ja, die Einwände, die Ihr Geist jetzt erhebt, sind zu naheliegend, zu selbstverständlich und berechtigt. Dazu bedarf es keines telepathischen Verstehens. Sie können ja nichts anderes in solchem Moment denken als die Frage: Besitzt der Mann wirklich solch übersinnliche Gabe oder besteht sie nur in seiner Einbildung? Wie gesagt: die Frage habe ich mir tausendmal selber vorgelegt. Ich habe auch versucht, das auf dem Wege der Ideenassoziation zu erklären. Nach dem Vorbilde des Amateurdetektivs in der berühmten Novelle „Das Verbrechen in der Rue Montague“ von Edgar Allan Poe. Dieses auf Ideenassoziation beruhende Ableiten der kompliziertesten Gedankengänge ist übrigens der Trick, den Connan Doyle in jeder seiner Geschichten anwendet und mit dem er Hunderttausende verdient hat, während Poe, das Genie, wenn ich nicht irre, in Armut gestorben ist ...“

Der Maler nickte:

„Ja, in Armut – und im Delirium. In Amerika hat man eine Stiftung für seine Nachkommen errichtet!“

„Ja,“ sagte der Kommissar, „aber mit diesem Poeschen Zurückverfolgen der Gedankenfahrten hat das, was ich denke oder vielleicht nur fühle, nichts zu tun. Natürlich haben wir Kriminalisten von jener Art des Sherlock Holmes etwas gelernt – und das ist Connan Doyles Verdienst ... Das, was ich meine, läßt sich nicht lernen. Es ist wahrscheinlich nur Leuten eigen, die einen Gehirndefekt haben. Ich beispielsweise habe als Kind ziemlich stark an Fallsucht gelitten. Und es wird sich erst in der Folge zeigen, wie stark die Epilepsie, die ja bekanntlich in Gottweiß welchen äußeren Formen – zum Beispiel, als reine Gefühlsschwankung sichtbar werden kann, – wie stark die Epilepsie, sag' ich, das ganze Dasein des betroffenen Individuums angreifen und beeinflussen kann, das wird erst eine viel spätere Zeit begreifen lernen ... Heute ist im Volkswissen, bei Gebildeten wie Ungebildeten, davon noch keine Spur vorhanden. Das zeigt die Behandlung der kriminellen Frage, wie sie noch in der ganzen Welt möglich ist. Nur ein kleiner Kreis von Wissenden arbeitet an der Materie; die endlichen Resultate werden die Welt einmal in beschämendes Erstaunen setzen ... Also wie gesagt, ich hab' auch was von dem trüben Geheimnis in mir. So erkläre ich mir meine Seelenwanderungen ...“

Der Redende hielt inne. Der Maler bat ihn, weiterzusprechen.

„Sie könnten nun fragen, wo ich denn und bei welchem Anlaß ich den untrüglichen Beweis

für diese sonderbare Fähigkeit bekommen habe. Ich könnte Ihnen darauf mit einer ganzen Reihe von Fällen dienen. Aber der Argwohn, daß es sich da immer wieder um eine nachträgliche Imagination handelt, ist berechtigt. Man kann den Zweifelnden nie davon überzeugen, daß man das, was später in die Erscheinung trat, lange vorausgesehen hat. Und zwar vorausgesehen nicht im gewöhnlichen Sinne, sondern als leibhaftiges Bild, wie einen Filmstreifen, der sich abrollt und dem die letzte Erfinderkunst auch die Farbe, die Töne, mit einem Wort, all die tausend Nuancen des Lebens gegeben hat.

Vielleicht werden Sie sich in der Sache, die wir jetzt gemeinsam verfolgen wollen, selbst überzeugen können. Ich will, was ich sonst nie getan habe, Ihnen sagen, was ich sehe ... so klar und deutlich sehe, daß ich jetzt, nach der Trance, noch alles vor mir habe, wie Sie selber da vor mir sitzen ...

Ich sehe einen ziemlich großen, etwas gebeugt gehenden Mann, der einen gelben Lederkoffer trägt ... jawohl ... einen gelben Lederkoffer ... Der Koffer scheint schwer zu sein ... oder vielleicht liegt dieser Eindruck in der Haltung des Mannes überhaupt. Er stellt ihn ab, den Koffer ... Er sieht sich dann, ausspeiend um, als suche er nach einer Sitzgelegenheit ... Geht an den Straßengraben, steigt hinein und setzt sich trotz seines eleganten Anzuges auf den Grabenrand ... Es ist sehr staubig ... Der Wind wirbelt graue Wolken empor ... und der Mann hustet ...“

Der Kommissar, dessen Züge wieder jene Starrheit von vorhin angenommen hatten, schwieg. Seine Stimme war rau, wie verebbend ... Dann sagte er mit einer trägen Bewegung der Glieder, als kämpfe er mit dem Schlaf, der sich seiner zu bemächtigen drohte:

„... Nun wird es Dämmerung, wie im Film, wenn die Lichtbatterien plötzlich gestört sind ... aber es kommt wieder ... Da, jetzt scheint die Sonne ... Eine Dorfstraße ... da geht er ... grüßt Leute, die vor einem Gärtchen stehen ... die blicken scheu zur Seite ... und dann eine Tür, eine grüngestrichene Tür mit von der Zeit blankgeputztem Eisengriff ... Da hinein verschwindet er ... Und im Türrahmen dreht er sich um ... Ich seh' ihn ganz deutlich ... Aber das Gesicht ist nichts weiter als ein blutiges Grinsen ... nicht zu erkennen ...“

Die Lippen des Kommissars blieben halb offen. Seine weitgeöffneten, starren Augen blickten in die dämmernde Helle, die aus einem letzten fahlgelben Streifen des Tageslichtes vom Horizont her in das Wagenfenster drang. Nun fuhr der Zug durch einen Einschnitt im Gelände, rechts und links dunkelte der Erdwall, da war es beinahe finster im Abteil ...

Den Maler überließ's. Er sah sein Gegenüber nur noch in schattenhafter Kontur. Das Klängen und Rollen der Räder gab eine traumschwere Musik und das Schweigen im Coupé drückte lastend die Sinne.

Der Kommissar sprach wieder. Er murmelte erst, unverständlich.

Der Maler strengte sein Ohr an. Und als gehorche die Seele des Schauenden dem heischenden Willen des Künstlers, redete sie deutlicher:

„... Er geht durch das Dorf ... und ... der Mond scheint ... Nachtigallen schlagen in einem Hain, der mit hohen Bäumen über dem See bis in den hellen Himmel ragt ... Es rauscht und plätschert ... Eine Wassermühle ... und dann um eine Wegbiegung, über die kleine Brücke ... Das Dorf schläft ... ein Hund bellt und reißt an der Kette ... Da bleibt er stehen und blickt sich ... Er nimmt, über den Zaun gelehnt, ein paar Blumenstöcke ... Es sind Rosen ... er läuft ... Jemand schreit hinter ihm her ... Ein paar laufen ... mehrere ... Jetzt haben sie ihn ... er wehrt sich ... sie halten ihn und reißen ihn fort ... es ... wird ... es wird ... ganz dunkel ...“

Der Zug ging wieder über ebenes Land. Noch ein letzter Tagesschimmer spielte ins offene Fenster.

Der Kommissar war ganz wach.

„Habe ich Sie erschreckt?“ fragte er. „Solche Dinge werden von manchem schlecht ertragen.“

„Aber nein, durchaus nicht! Ich bin nur sehr überrascht. Danach könnte man sich ja fast ein ganz klares Bild von den Verhältnissen machen, in denen der Mörder lebt ...“

„Ja. Nur – es gibt viele Dörfer ... und Seen ... und Landschaften. Ich habe in meinem ersten Wachtraum, vorhin, sogar noch mehr gesehen ... Ich sah *ihn*, in einer Bauernstube stehen ... ein ganz alter, schwerhöriger und wohl schon geistig stumpfer Mann, der sein Vater sein mochte, und ein Landmädchen, ein derbes, flachsbondes Geschöpf in Arbeitskleidung, die redeten aufgeregt und laut mit ihm. Das Gesicht des Mädchens war mir auch ganz klar, das des Alten schon weniger, und wenn sich auch alles in mir anstregte, *ihn* selbst zu erkennen, da war immer nur die wie durch einen Blutschleier grinsende Fratze ...“

„Vielleicht“, meinte der Maler, „ist das alles nur das Resultat einer bei Ihnen enorm gesteigerten Einbildungskraft und eines ins Fabelhafte erhöhten Kombinationsvermögens ... Steht nicht in dem Brief, den Sie mir vorhin zeigten: „Ich sitze hier auf meinem Kaff und langweile mich.“ Da ist am Ende der Drehpunkt ... oder meinen Sie nicht?“

„Es kann sein. Jedenfalls habe ich schon Dinge gesehen, in anderen Fällen, die mich meinem Ziel näher gebracht haben. Mit dem, was Sie eben gehört haben, läßt sich wenig anfangen. Aber da ist schon Berlin. Sind Sie sehr schlafbedürftig?“

„O nein, mir macht's nichts aus, wenn ich auch mal gar nicht schlafe.“

„Das könnte heute zutreffen. Ich bin nämlich gern hinter einer Spur her, solange sie noch warm ist ... Und ich glaube bestimmt, der Verbrecher hält sich vorläufig in Berlin auf.“

„Wieso?“ fragte der Maler. „Meinen Sie, daß er in Berlin den Arzt konsultieren wird?“

Der Kommissar nickte lebhaft:

„Das einmal – und dann hoffe ich, daß er irgendwelche Bekannte da hat. Vielleicht auch einen Hehler, dem er die Steine zu verkaufen versuchen wird – oder – wenigstens einen Teil davon.“

„Glauben Sie das?“

„Ja, denn die Edelsteinsammlung ist für ihn ein stets drohender Verräter. Er kann sie in seinem Koffer verschließen. Er kann sie vergraben – nirgends wird sie ihm Ruhe lassen. Er müßte denn ausgerechnet ein Maniakale sein, der für solch blitzendes, funkelndes Zeug eine Leidenschaft hat.“

„Sie meinen, wie der Goldschmied in „Madame de Scudery“ von E. T. A. Hoffmann?“

„Ja. Das gibt es häufiger, als man meist annimmt. Schließlich ist es auch nur die Leidenschaft für Kleinodien, die den reichen Mann dazu bringt, mit Riesenopfern solche Sammlung anzulegen!“

„Und dann verkauft der Mörder sie nicht, glauben Sie?“

„Später wohl auch. Die Steine sind für ihn, wie gesagt, zu gefährlich. Auch wird das mitgeraubte Geld ja mal alle! Solche Menschen gebärden sich wie sinnlos, wenn sie die Tasche voll haben. Dadurch verraten sie sich so oft!“

Der Zug fuhr jetzt langsamer. Überall erglommen und blitzten aus der Finsternis Lichter. Die Häuserblocks wuchsen schwarz und gigantisch ins lichte Firmament, an dem die Sterne erglänzten. Und der hohe Ton der ihre Arbeit beendenden Stadt schallte dem Zug weit entgegen.

Die Reisefahrten nahmen ihre Handtaschen aus dem Netz, traten aus dem Abteil auf den Gang und, aus dem Zuge steigend, versanken sie in dem grauen, brodelnden Strom der

Menschen, der den Bahnhof füllte.

X.

Der Mann den wir jetzt aufsuchen,“ sagte der Kommissar, das Auto zahlend, das sie ins Herz der Stadt gebracht hatte, „ist mir von früher verpflichtet. Er hat als ordentlicher Handwerker das Unglück gehabt, mit einem Straßenmädchen bekannt zu werden. Sie hat ihn dann immer mehr eingesponnen in ihre Kreise und in ihr trübes Gewerbe. Und als er zurück wollte, hat sie ihm mit dem Kuppelei-Paragrafen gedroht, weil er die Wohnung, in der sie beide lebten, auf seinen Namen gemietet und wohl auch Geld von ihr genommen hatte. Er kam damals zu mir und hatte die Waffe in der Tasche, um, wie er sagte, dem Jammer ein Ende zu machen. Und weil ich mich überzeugt habe, daß es ihm wirklich ernst war, mit seinem Zurückwollen, da hab’ ich ihm geholfen ... Wie? Nun, das ließ sich in dem Fall leicht machen. Ich ging zu meinem Kollegen von der Sittenpolizei. Der paßte auf, bis die Person, die überhaupt ein rabiates Frauenzimmer war, bis sie wieder mal wegen einer Kontravention festgenommen wurde, und dann ließ er sie per Schub fortbringen. Sie war Ungarin und hatte somit hier nichts zu suchen ... Das scheint hart? Ja, aber was wollen Sie: Auf der einen Seite ein Mensch, der für die Mitwelt verloren ist, und demgegenüber ein anderer, der noch brauchbar, wieder eingeordnet werden kann. Wir Kriminalisten müssen reine Realpolitiker sein, mit dem bloßen Gefühl ist da wenig zu machen.“

Dr. Splitterricht wunderte sich über sich selbst, wie leicht es ihm heute wurde, sich mitzuteilen ... Aber das war wohl der Künstler, der Mensch, zu dem er sprach, von dem er sich verstanden fühlte.

Sie hatten in einer Querstraße der Friedrichstraße ein Haus erreicht, in dessen Parterregeschoß ein paar schmale Fenster durch dichte Vorhänge mattes Licht scheinen ließen.

Beim Eintreten sagte der Kommissar noch:

„Der Wirt, das ist der Mann, von dem ich Ihnen erzählt habe. Aber vermeiden Sie bitte alles, was daran erinnern könnte. Er ist, wie alle Gebesserten, sehr empfindlich.“

Das Lokal machte einen guten Eindruck. Der „große Fischer“, wie er allgemein genannt wurde, hielt streng darauf, daß sich hier jeder ordentlich und gesittet benahm. Eben jetzt schlief er ein bißchen, sagte der Kellner, der, in jeder Hand ein halb Dutzend Gläser mit frischem „Maibock“, an den Tisch kam.

„Ja, so leid mir’s tut, Sie müssen ihn schon wecken!“ meinte der Kommissar. „Hier, geben Sie ihm die Karte!“

„Jleich!“ sagte der Kellner, setzte sein Bier bei einer Tafelrunde von jungen Leuten ab, die nach den Fachausdrücken, die sie brauchten, Artisten zu sein schienen, und verschwand mit der Visitenkarte.

Nun traten zwei Mädchen mit einem jungen Mann ins Lokal, der sich aber, kaum daß er seine Damen auf den Platz gebracht hatte, gleich wieder entfernte.

„Sehen Sie,“ der Kommissar zog die Lippe ein wenig hoch, „der große Fischer führt ein strenges Regiment. Hier darf kein Mädchel ohne männliche Begleitung rein. Aber die jungen Damen, wenn sie durstig sind, machen das einfach so, daß sie dem ersten besten Bummelanten eine Mark geben und der führt sie dann ein, als *cavalière servante*. So ist dreien geholfen. Es hat sich da, weil eine ganze Anzahl von Gastwirten es in dieser Gegend – zum Teil gezwungenermaßen – ebenso halten muß, ein förmlicher Schlepperdienst herausgebildet ...“

Man vernahm starke Schritte. Der große Fischer kam. Ein Hüne. Er trat rasch an den Tisch

und sagte mit einer unverkennbaren Freude:

„Ach, Herr ... Herr Doktor ... wie nett is das von Ihnen, daß Sie mir mal wieder besuchen! Ich wollte schon an Ihnen schreiben ... aber ich wußte doch nich ...“

„Hätten Sie ruhig tun können, lieber Fischer! Auch persönlich kommen. Für Sie bin ich immer da. Das heißt, wenn ich da bin ...“

„Na ja, eben ... man weiß ja nie. Und denn da „oben“ ... ich hab' da nich gern was zu tun!“

„Ja,“ der Kommissar rückte einen Stuhl zurecht, „haben Sie 'n bißchen Zeit? Ich komme in einer bestimmten Sache ...“

„Ach so?“ Der Wirt setzte sich, der feste Sitz ächzte unter seiner Last. Seine Stimme, die in Ton und Tiefe der Riesenfigur ganz entsprach, noch mehr dämpfend, sagte er:

„Was is denn? Woll der Mord in Breitenberg?“

„Wissen Sie schon davon?“

„Na ich hab doch gelesen: „unser fähigster Kommissar, Herr Dr. Splitterricht, ist mit die Angelegenheit betraut ...“ hat ja in de Zeitung jstanden. Ja, da freut man sich ... wenn man sieht, wie mal wirklich einer, der's verdient ...“

Dr. Splitterricht legte dem Riesen die Hand auf den gewaltigen Arm, dessen Rechte, wie der Wirt gern zeigte, zwei starke Männerfäuste vollkommen umschloß.

„Zur Sache, lieber Fischer! Und vor allen Dingen darf ich Ihnen hier einen guten Freund, Mr. Anders, vorstellen. Der Herr ist Deutschamerikaner. Er will und kann mir bei der neuen Sache behilflich sein. Er hat seinerzeit in Amerika den Gesuchten gesehen und ist der einzige, der ihn vielleicht rekognoszieren kann!“

Der Wirt streckte Wolf Stark die Hand hin, und der Maler präparierte sich auf einige Druckstellen an seinen empfindlichen Fingern. Doch der „große Fischer“ enttäuschte ihn angenehm.

„Was soll ich nu dabei machen, Herr Kommissar? Sie wissen doch, mir nehmen die Brüder nich mehr für voll ...“

„Sie selbst sollen gar nichts tun ... aber Sie kennen vielleicht jemand – bei Ihnen verkehren doch 'ne Menge Leute – darunter findet sich gewiß der oder jener ...“

Der große Fischer sah sich in seinem Lokal um. Dann beugte er seinen mächtigen Oberkörper herab:

„Schon jemacht, Herr Doktor!“ flüsterte er. „Da drüben sitzt die Joldelse mit ihre Freundin. Die kennt alles, was Duft in Schale jeht^[2] und Lampen hat.^[3] Dafor is se 'ne Beriehmtheit! Der Handlungsgehilfe, der die Witwe Tillmann erwirgt hat – ich glaube 1914 – den haben se doch ooch bei ihr ausgehoben ...“

„Welcher Kommissar?“

„Ich jlaube, Nasse ... ja, Nasse hat's jemacht.“

Der Kommissar sah flüchtig nach dem Tisch der beiden Mädchen, die mit viel Appetit aßen und tranken. Die größere, ein schönes, üppiges Geschöpf mit reichem, goldblondem Haar, die hatte es auch gleich weg, daß man von ihr sprach. Ein schlauer Frageblick kam dem Kommissar entgegen, der jedoch gleichgültig wieder fortsah.

„Die Frauen sind alle unüberlegt,“ meinte er, „selbst die gerissensten! Da an dem großen Tisch, die Gesellschaft ist doch auch schon längst scharf auf uns. Und wenn ich auch nur einen davon kenne, den Kleinen mit dem blatternarbigem Gesicht – nicht hinsehen jetzt, lieber Anders!“

– Das genügt mir! ... Er hat in dem Mordprozeß Emma Thaußig eine sehr fragwürdige Rolle gespielt und war wahrscheinlich einer von denen, die das arme Geschöpf hineingelockt haben in die Wohnung des sogenannten Geliebten ... wenn der –“

„Attermann hat er jeheißen“, warf der Wirt ein.

„Ja! wenn der sich damals nicht so schnell hinüberjerettet hätte ...“

„Mit's Handtuch an Fensterriegel in Moabit!“ flocht Fischer abermals dazwischen.

„Ganz recht! ... Dann wäre der gute Sehbinder, der dadrüben, wohl auch seinen Kopf los geworden. Na, er ist bei mir vorgemerkt! ... Aber nu hören Sie mal, lieber Fischer, ich gehe jetzt mit Mr. Anders fort. Dann, nach einer Weile, geben Sie den beiden Mädels in der bekannten Art meine Adresse: Café Liberia!“

„Schon gemacht, Herr Kom... Herr Doktor! Aber nu wollen wir wenigstens noch einen auf Ihre Jesundheit nehmen! Fritz!“

Der Kellner kam.

„Eine Lage Stichpimpuli!“

Die Herren tranken den Schnaps schon stehend.

„Donnerwetter!“ sagte Wolf Stark, der sich bisher ganz schweigsam verhalten, voll Anerkennung.

„Ja, was? Das 's 'n Schnäpschen! Dat is aber auch meine Extrapulle, davon kriegt so leichte keener was ab! ... Noch einen, Herr Doktor?“

„Nee, ich danke! Wir haben heute eine lange Nacht vor uns!“

„Na, ick kenn' Sie doch, Herr Doktor, Sie jehn doch nich eher nach Hause, als bis Sie Ihre Sache erledigt ham.“

Und kaum hatte der Kommissar und der Maler das Lokal verlassen, so stand auch der „große Fischer“ schon vor dem Tisch, an dem Goldelse und ihre Freundin saßen.

„Sie wissen doch een for allemal, meine Damen, dat Se hier nich ohne Herrenbejleitung sitzen dürfen. Dat is nischt! Ick kann ma' Ihrentwejen nich de Schutzleite auf'n Hals ziehn! Uffessen kenn' Se ja meinswejen noch, aber dann müssen Se raus!“

Die Mädchen, besonders Goldelse, protestierten heftig. Die Blonde nur zum Schein, denn sie, die ja hier regelmäßig verkehrte und dem Wirt gut bekannt war, hatte sofort begriffen, daß dieses Hinauswerfen nur der Deckmantel für etwas anderes war, das ihr der Wirt der übrigen Gesellschaft wegen so nicht mitteilen wollte. So hatte sie ihm denn auch geschickt und ganz unauffällig die Karte des Kommissars abgenommen, auf die der Wirt noch die Adresse des Cafés geschrieben hatte, in dem die Herren warteten.

„Eine Unverschämtheit sondergleichen!“ schimpfte sie, „das wird ja hier immer doller! ... Wenn man sich anständig beträgt! Man muß doch essen!“

„Jehn Se!“ ... drängte der Wirt, „machen Se keene Redensarten und jehn Se!“

An der Tür blieb Goldelse mit „der kleinen Paula“ stehen:

„Jlauben Se man nich, Fischer, daß Sie damit Ihre Bude voll kriejen! Und wenn ooch zehnmal die Geheimen kommen! Die vazehren doch nischt! Und was se vazehren, wollen se jeschenkt haben!“

„Bravo!“ schrie einer von dem großen Tisch her.

Die kleine Paula kicherte malitiös.

„Hat Ihn' woll 'n Orden vasprochen, der Schieber, nach den Se so varrickt waren vorhin?! ...“

Denken Sie, wir wissen nich, wat det for eener war? Det riecht ja fermlich nach'n Alexanderplatz!“

Vom großen Tisch her klang's heiser:

„Achtjroschenjunge!“

Da wandte sich Fischer den Männern zu und sagte:

„Wen mein Lokal nich paßt, der macht die Diere von außen zu! Ick halte keenen nich! Im Jejenteil, ick helfe'n noch'n bißken nach, wenn er alleene nich rausfindt!“

„Huch ...“ quietschte die kleine Paula, hinter ihrer Freundin in die Tür tretend.

Als sie draußen standen, sagte sie zu der Blondin:

„Das haben wir aber fein gefingert, du! ... Der kleene Sehbinder, der damals bei war, bei die „rote Emma“, wie se die alle jemacht haben, und konntn ihm bloß nichts beweisen, der kuckte schon ganz schles'sch ob wir uns woll ransetzen würden an den Tisch. Aber so dumm! Weeßt du denn, Else, wer des war, der bei Fischern an'n Tisch jesessen hat?“

Goldelse mit ihrer schönen, schlanken Figur im weißen Spitzenkleid, das ein hellseidener Mantel deckte, ging die dunkle Straße hinauf, so schnell, daß ihr die andere kaum zu folgen vermochte.

„Ob ich's weiß!“ sagte sie leise. „Das ist der einzige Mann, für den ich was tun könnte! Du muß't'n doch eigentlich auch kennen, den kleinen Doktor vom Präsidium! Na ja, Dr. Splittericht!! Du weißt doch, was ich von der Sippschaft halte! Da 'n anständigen Menschen rausfinden, das ist schwerer, wie's große Los jehewinnen! ... Aber der! ... Der hat so ein vornehmes Herz! ... Und klug! ... Und so klein und erbärmlich er man aussieht, der is wie von Eisen! ... Siehste, Paula, das is einer, für den könnt' ich sonst was!“

Die Kleinere lachte:

„Sag's ihm doch! ... oder ich kann's ihm ja sagen!“

„Untersteh dich! ... Damals in der Gerichtsverhandlung bei dem Fall Tillmann, wo se den Weißgerber bei mir gefaßt haben ...“

„Na, du hast'n doch verpiffen, Else!“

„Quatsch! ... Ich hab'n kennenjelernt auf'n Vergnügen in de „Prachtsäle“. Er tanzte gut und war mächtig bei Kasse. Und wie wir zu Hause sind, schenkt er mir 'ne schwere, goldene Kette ... und die mach' ich um und dabei kommt mir was an' Hals ... und wie ich so hinwische, 'n bißchen heiß war ich woll auch, da seh' ich, es is Blut ... Na, nu wußt' ich doch genug! Und obenein, wo ich das gelesen hatte von der Tillmann ... Na, sollt' ich den etwa so wieder weglassen? ... Standen doch 3000 Em drauf! Du weißt doch, Paula, an sogenannte Menschenliebe sterbe ich mal nich! ... Und außerdem war er'n Mörder! Na, da hab' ich'n denn ruhig machen lassen, bis er eingeschlafen is –“

„Hast'n nich von den jrünen Likör was jegeben, Else?“

Die große Blonde fuhr herum! Wenn die kleine Paula nicht so schnell zur Seite gesprungen wäre, hätte sie einen Stoß weggehabt, der sie niedergeworfen hätte!

„Sag' das nich nochmal, du!“

„Aber laß doch man, Else, is ja man 'n Witz. Bloß damals, du weißt doch, wo der hübsche Spanier ...“

Die Große blieb stehen. Ihr schönes, helles Gesicht war zur drohenden Maske geworden. Sie zischte:

„Na? Was denn? Sage doch mal gefälligst, ja? Was war denn mit dem Spanier?“

Die kleine Paula hatte zu viel Respekt vor ihrer Freundin. Sie wurde noch kleiner und versteckte sich hinter einem dummen Lachen:

„Was denn, Else? Gar nichts war ... nichts! Ich sage doch bloß ... Was du immer gleich hast! Gott, sowas!“

Die Blonde ging weiter. Die Kleinere folgte ihr. Da sie ihr blind nachlief und in ihrer Angst, sie erzürnt zu haben und sie womöglich als Freundin zu verlieren, für nichts Augen hatte, wäre sie beim Überschreiten des Fahrdammes in der, trotz dieser späten Stunde, von Lärm und Gedränge erfüllten Friedrichstraße um Haaresbreite unter ein dahersausendes Automobil gekommen.

Vor Schreck sank sie in die Kniee, laut aufkreischend. Menschen sprangen herzu, man half ihr empor. Sie zitterte und sagte verstört und stammelnd:

„Wo is ... wo is bloß Else?“

Aber die Goldelse war fort. War, ohne sich nach der niedersinkenden Freundin umzublicken, davongeeilt, mitleidlos, ohne Gefühl für die nach ihr Jammernde, hart wie ein schönes Bild, dem der Bildner keine Seele zu geben mußte.

Und da die Kleine die Adresse auf der Karte nicht gesehen hatte, konnte sie der Freundin auch nicht folgen.

Elend, mit zerfaserten Nerven, gedemütigt und tiefunglücklich schlich sie nach Hause.

Die Goldelse trat ins Café Liberia, das vorn nach der Friedrichstraße nur eine Art Gang war. In der Tat früher einmal ein Korridor, der um den großen Eckladen herumführte, jetzt aber bei den rasenden Mietspreisen jener Gegend auch ein mit Gold aufgewogenes Stückchen Frontfläche. Das Café war neu eingerichtet. Aus glitzernden Glaskronleuchtern floß gemildertes Licht über das in zartem Lila, Weiß und Gold schattierte Interieur.

Noch war hier geringer Betrieb. Die Gäste kamen hauptsächlich nach Schluß der großen Varietés und später, wenn in den Ballhäusern die Zigeuner fidelten.

Else ging schnell durch den schmalen Vorraum. Sie wußte, daß sich der Kommissar hier nicht hinsetzen würde. Als sie die Herren sah, ließ sie sich ohne alle Formalitäten an dem Tisch nieder.

„Was wünschen Sie von mir, Herr Kommissar?“ sagte sie brüsk.

„Doktor, bitte!“

„Also schön, Herr Doktor! ... Wen soll ich wieder verraten?“

Doktor Splittericht war zu dem „großen Fischer“ gegangen, weil er bestimmt damit rechnete, dort Goldelse zu treffen. Er hatte aber selbst dem ihm ergebenen Wirt nicht seine ganze Karte gezeigt und so getan, als kenne er die Blonde noch gar nicht. In ihrem Interesse! Die wertvolle Hilfe, die sie ihm mehr als einmal geleistet hatte, war nicht mehr zu erhoffen, sobald ihr Bekanntenkreis sich über Elses Verbindung mit dem Alexanderplatz klar wurde. Diese Gesetzlosen haben scharfe Augen und immer wache Sinne. Sie wittern schon den Verrat, wo andre harmlose Erdenkinder noch gar nichts ahnen würden! Und wehe dem, den sie als unsicheren Genossen kennen! Er wacht eines Morgens nicht mehr auf, weil er dann vielleicht friedlich und ewig stumm auf einem der breiten Wasserläufe dahintreibt, zum großen Sündenbabel hinaus, mit den murmelnden Wellen, die ihm sein Schlummerlied singen. Vielleicht findet sich seine Leiche irgendwo am Strande; dann kommt sie unerkant in die Morgue oder – draußen im Lande – in einem Winkel in die Erde ... Da schweigt die Rache und die Trauer geht still vorbei; nach denen, die der Gesellschaft feind sind, fragt selten einer. Sie

sind dahin und lassen keine Lücke.

Vor solchem Schicksal wollte Dr. Splitterricht die Goldelse bewahren. Er empfand ein starkes Interesse für sie – ein Abglanz vielleicht von der heimlichen Neigung des schönen Geschöpfes für ihn selber.

Auch der Maler sah sie bewundernd an. „So etwas“, dachte er, „schafft die große Meisterin nur in ihren besten Stunden!“ ... Besonders die klare, reine und festgefügte Stirn, die sich prachtvoll über den tiefblauen Augen wölbte, fesselte sein Künstlerauge. Doch auch der zart gemalte Mund, die wie von einem altgriechischen Bildner gemeißelte Nase, das süperbe Ohr unter den goldenen Haarwellen, die nicht gefärbt und nicht gebrannt waren, erregten sein Bild-Entzücken. Es war wohl zu glauben, was ihm vorher der Kommissar gesagt hatte: Um dieses Mädchen hatten sich wertvolle Menschen in betrübender Zahl ruiniert, hatten sich einige den Tod gegeben und viele ihre Familie und ihr Lebensglück zerstört.

Aber wenn Wolf Stark de Ruyter sich fragte, ob er selbst einem solchen Zauber unterliegen könnte, so durfte er ein ehrliches „Nein!“ darauf erwidern. Denn ebenso schön und kalt, wie die großen Brillanten, die sie in den Ohren trug, glänzte Goldelses Blick. Nicht die Augen – die waren und blieben herrlich in ihrem Glanz, ihrer blauen Leuchtkraft – die Seele, die aus diesen Demantfenstern blickte, die war's, die den Maler erschreckte und ihn sich kalt abwenden ließ von all dem Reiz. Er dachte an Thekla. Aber er wehrte sich gegen solche Vorstellung, die die Eine, die Einzige niemals neben dies Geschöpf der Straße stellen durfte!

Und doch mußte er die Blonde, die übrigens für ihn kaum einen Blick übrig hatte, immer wieder voll Interesse beobachten. Im Gespräch mit dem Kommissar schien eine Veränderung mit ihr vorzugehen. Der Hochmut, der ihre starken, goldigen Brauen hob, verlor sich ganz. Um den roten, betörenden Mund spielte es wie heimliches Weh und leidvolles Entsagen; und wenn, wie es dem Dr. Splitterricht manches Mal passierte, des Mannes Auge sich im Gespräch senkte und nach innen kehrte, dann hingen die blauen Blicke des Mädchens mit einer Inbrunst an ihm, die den Maler, der ja selbst in heimlichem Feuer glühte, an ihrem Gefühl nicht zweifeln ließen.

„Also den soll ich fangen, Herr Doktor“, sagte sie eben, „ja, wird er denn auch in Berlin sein?“

„Ich denke ... wir müssen zusehn. Solche Leute sind genußhungrig, besonders Schwindsüchtige ... Und da er dazu nach Berlin muß ... Ja, ich rechne besonders auf die großen Ballsäle und Tanzbasars ... Weinlokale, wo Musik ist ... na, das kennen Sie ja besser als ich, Goldelse!“

Die nickte:

„Und Sie kommen nicht mit, Herr Kommissar?“

„Nein, ich gehe mit Mr. Anders ins Zentrum und nach dem Osten ... während Sie mehr die Friedrichstadt und den Westen absuchen sollen. Meine jeweilige Adresse erfahren Sie in jedem Augenblick auf dem Hauptfernprechamt. Sie geben einfach ihren Namen „Else Richter“ an. Sowie wir beide, Mr. Anders und ich, einen Lokalwechsel vornehmen, gebe ich die Telephonnummer des neuen dort auf. Also in spätestens einer halben Stunde bin ich per Auto in jedem Fall bei Ihnen. So lange müssen Sie Ihren Mann da festhalten ... das wird Ihnen ja nicht schwer fallen, Goldelse!“

„Nö“, sagte sie trocken, „aber 's is langweilig! Da hätt' ich mir doch lieber die kleine Paula mitnehmen sollen!“

„Können Sie ja immer noch tun! ... Im Gegenteil es ist sogar vielleicht besser! Sie brauchen dann nicht selber telephonieren!“

„Aber sie erfährt, was los is ... und ... und die Mädels sind alle so quatschig!“

„Da haben Sie recht! Allein ist man am sichersten. Also, wie Sie wollen! Wenn Sie nichts finden, so seien Sie bitte morgen abend um dieselbe Zeit wieder hier! Und nicht wahr, ich kann mich auf Sie verlassen, Else?“

Das Mädchen sah den Kommissar nur an. Dann stand sie auf und wollte mit einem gleichgültigen „Auf Wiedersehn!“ fort.

Wolf Stark hatte zuletzt kaum noch zugehört. Er war mit seinem heimlichen Ich wieder in Breitenberg bei Thekla. Die Worte des Kommissars: „Das Hauptfernsprechamt hat meine Adresse“, hatten etwas in ihm aufblitzen lassen, das ihn mit Jubel erfüllte! Eine selige Gewißheit war plötzlich über ihn gekommen: Er würde mit Thekla sprechen! Der Moment mußte doch kommen, wo er Zeit fand, sich die Verbindung mit Breitenberg geben zu lassen! ... Morgen vormittag oder wenigstens im Laufe des Tages ... Und der Gedanke machte ihn so froh, so tief innen glücklich, daß er lachen mußte.

Das Mädchen sah ihn fast feindselig an:

„Ihnen hängt wohl der Himmel voller Geigen?“

„Ja“, sagte er, „Fräulein Else. Ich denke, Sie werden Ihren Auftrag großartig ausführen!“

Nun lächelte sie doch:

„Sie! Sie! Die Goldelse läßt sich nicht veräppeln!“

Damit ging sie. Ihr großer, schön gebauter Leib in glänzendem Gewande zog wie eine helle Fahne durch den milchigen Schein des Lichts in diesem matten, von Silber und Glas leise klirrenden Raum ...

XI.

Es war zwei Uhr Nachts und der Verkehr fing selbst hier, wo die Lust zu leben die Menschen um ihren Schlummer bringt, an, spärlicher zu werden. Da stieg Dr. Splitterricht mit dem Maler in den Hansenschen Austernkeller hinab.

„Man ißt da ganz vernünftig und Sie werden vielleicht hungrig sein, lieber Freund?“

Wolf Stark nickte:

„Da gibt's hier ein sehr gepflegtes Glas Echtes ... Aber ich, Sie müssen schon verzeihen, ich muß natürlich immer an meine Arbeit denken. Ich treff mich also hier mit meinem Wachtmeister. Wir Kommissare haben nämlich jeder einen, als persönlichen Adlatus ...“

Sie öffneten die Kellertür – ein behaglich eingerichtetes Lokal, in dem nur die Luft zu schwer war.

Wachtmeister Braun erhob seine Kürassierfigur, als sein Vorgesetzter an den Tisch trat.

„Bitte, bleiben Sie sitzen! Nur nicht zu viel Respekt! In unserm Beruf ist das nicht angebracht, lieber Braun!“

„Verzeihen Herr Kommissar, so als alter Soldat.“

„Ja, ich weiß. Ich bin übrigens neugierig ... Der Zettel, den Sie im Bureau hinterlassen haben ...“

„Sehr wohl, Herr Kommissar ... ich habe ...“

„Pardon, darf ich Sie erst mal mit Herrn Wolf Stark de Ruyter bekannt machen ... Ich hab' Sie ja schon telephonisch unterrichtet von der Sachlage ... der Herr ist also der wirkliche Verwandte des Hauses de Ruyter ...“

„Ja, tatsächlich! Nicht der erschossene!“ lachte der Maler.

Dr. Splitterricht blickte gutmütig. Für Scherz hatte er überhaupt wenig, in seinem Beruf gar keine Empfindung.

„Also wenn ich bitten darf, Braun!“

„Sehr wohl, Herr Kommissar. Ich hatte mir sofort, wie Herr Kommissar telephonierte, die verschiedenen Bekannten von uns durchgesehen, die gerade draußen sind, und da kam ich auf den alten Lensulski. Herr Kommissar wissen doch: wegen schweren Raubes zehn Jahre ... wegen Bandendiebstahl verbunden mit Raubanfall ...“

„Weiß, weiß, lieber Braun! – Also den haben Sie aufgesucht?“

„Ja, er wohnt bei seiner Geliebten. Er ist beinahe sechzig, sie achtzehn ...“

Der Maler schüttelte den Kopf.

„Ja, er is wirklich ein Deubelskerl! Nich klein zu kriegen! Er arbeitete und feilte gerade an einem Schlüssel, ließ sich auch nicht stören durch mich. Das wäre ein Wohnungs-Drücker, den andern hätt' er verloren. Die Leute hören ja doch nich, was soll man da reden ... „Bis Sie wieder drinsitzen, Lensulski!“ sagte ich. Er grinste: „Hoffentlich lassen Sie mir nich hochjehn, Herr Wachtmeister!“ – „Wieso?“ –

„Na, der Polizeipräsident hat doch den Schießerlaß rausgegeben! Danach muß jeder jleich von seine Waffe Jebrauch machen! Un ik mechte Ihn det doch nich andun, Herr Wachtmeester!“ – Na, Herr Kommissar, nu machen Sie mal wat mit so 'ne Leute!“

Dr. Splitterichts Nase krauste sich. Er murmelte, mehr für sich selbst, wie zu den andern:

„Druck erzeugt Gegendruck!“

Dann sagte er laut:

„Was wurde denn nun, Braun?“

„Na, wie gewöhnlich, Herr Kommissar. Ich sagte ihm, daß ich ’n eigentlich gleich festnehmen müßte; denn die Sache bei Herm. Leinheil & Co., wo für dreizehntausend Mark Trikotagen weg waren, dann die Geschichte bei Cohn & Sohn, wo sie gleich mit ’n Möbelwagen die Schuhe und Stiefel weggeholt haben, und auch der Diebstahl in der Albrechtstraße in Steglitz, für die käme er nach der ganzen Art der Ausführung allein in Betracht. Aber er lachte bloß und sagte: „Na, denn vahaften Se mir man, Herr Wachtmeister, ick jeh sogar ruhig mit!“ – Es blieb mir also nichts übrig, ich mußte andre Saiten aufziehn! ... Un wie ich da noch so drumrumrede – in de Küche waschte die Kleene ab und sang, daß es man so schallerte – da sagte er, der Lensulski, plötzlich janz von selber: „Sie suchen den Breitenberger Mörder?“ – Wie er das wissen konnte, is mir ’n Rätsel!“

Dr. Splittericht nahm ein Mittagsblatt vom vergangenen Tage aus der Tasche und zeigte seinem Untergebenen die Notiz, die ihn, den Kommissar, als mit der Aufhellung der neuen Mordtat betraut, erwähnte.

„Da er weiß, daß wir zusammenarbeiten, lieber Braun, war die Kombination nicht so schwierig.“

Der Kellner brachte die bestellten Speisen. Und Wolf Stark sagte:

„Die Herren haben wohl nichts dagegen, daß ich mich inzwischen mit meinem Beefsteak beschäftige ...“

Dr. Splittericht nickte freundlich, der Wachtmeister bewegte sich respektvoll zustimmend etwas vorwärts. Dann sagte er:

„Nu war ich ja sehr jespant, Herr Kommissar, aber was er mir denn jesagt hat, der Lensulski, da bin ich doch platt jewesen ... Der kennt ’n, den Mörder! Ja, wirklich, der kennt ’n ganz genau!“

„Wieso?“

Dr. Splitterichts Gesicht veränderte sich um keine Linie. Der Maler hielt im Essen inne.

„Ja, sonst könnt’ er das doch nicht wissen! ... Von mir hat er doch nichts erfahren! ... Und wußte genau Bescheid, daß da ein paar Freunde waren, der Kerl selber und der, den er erschossen hat ...“

„Daß der Mörder den andern erschossen hat?“

„Nee, das konnt’ er ja nich ... Das steht ja heute mittag erst in der Zeitung, und ich war gestern nachmittag doch schon bei ihm, bei Lensulski ... Aber daß er schwindsüchtig is und der Amerikaner genannt wird, der andere ... Na, ich hab ’n ja herbestellt, den Lensulski, vielleicht kommt er, denn wird er Ihnen das alles selber sagen, Herr Kommissar!“

Der Kommissar, der so saß, daß er den Eingang des Lokals, das voller Gäste war, im Auge behielt, meinte leise:

„Er ist schon da!“

Nur der Maler blickte überrascht auf: Da stand, mit den Augen suchend, ein ergrauter Mann, gut angezogen, den spiegelnden Zylinder auf dem Kopf, den hellen Sommerüberzieher über dem Arm, seine Hand hielt einen eleganten, goldknopfigen Spazierstock. Ein Mann mit einem

furchtbaren Gesicht, das wie aus verwittertem Stein geschnitten, funkelnde Augen, eine durch Hiebwunden verunstaltete Nase und wahre Negerlippen unter dem dünnen, graumelierten Schnurrbart zeigte. Was aber diese Züge, die man nicht leicht wieder aus dem Gedächtnis verlor, so schrecklich machte, war die einem Höhlenmenschen der Vorzeit entlehnte Kinnbackenpartie. Keine Spur von Güte oder Nachsicht thronte auf diesem Angesicht, auf dem sich der ererbte Hang zum Verbrechen mit den Merkmalen eines wilden, von Leidenschaften gepeitschten und erbarmungslos mißhandelten Lebens ineinander verlor.

„Den möcht’ ich zeichnen“, flüsterte der Maler.

„Aber nur unter polizeilicher Bewachung!“ sagte der Kommissar leise und sah hin zu dem Ankömmling. „Er ist beim geringsten Anlaß von einer fast tierischen Wildheit!“

Indem hatte der alte Kriminelle, die er suchte, erkannt und trat grüßend an den Tisch.

„Der Herr da ist Maler, Lensulski,“ scherzte der Kommissar, dem an einer unverfänglichen Einleitung des Gespräches lag, „er möchte Sie malen!“

Der Mann, der seinen Zylinder nicht abnahm, kniff das linke Auge ein und starrte einen Moment zu Wolf Stark hin. Dann sagte er wegwerfend:

„Hö! ... Künstler!“

Der Maler lachte:

„Sie halten nichts von der Kunst?“

„Von der nich! Hat mir schon mal einer anjeboten, so ’n Professor ... draußen in de Lehrerstraße hat er die Kirche ausjemalt ... da hat’ ich ooch nischt weiter zu tun, als stille zu sitzen ...“

„Wie hieß der Herr?“ wollte Wolf Stark wissen.

Dem Kommissar hob sich ein wenig der kleine Schnurrbart, der Wachtmeister versuchte vergeblich ernst zu bleiben.

„Nummer zweehundertunddreizehn,“ feixte der im Zylinder „is ooch druffgegangen draußen ... sieben Jahre wejen Meineid! Det hält manch eener nich aus!“

Nun begriff Wolf Stark. Betreten sagte er:

„Ach so ...“

„Ja, ach so!“ höhnte sein Gegenüber, „ach so! ... Nu is ’t natierlich aus mit de Wertschätzung von den Herrn Kollegen! ... Aber so seid Ihr eben alle! Wenn erscht mal eener sein Dings wech hat, denn klappt Eire sogenannte Jesellschaft de Diere hinter ihn zu! ... Denn heeßt et: „ach so!“ ... Det is eire Moral ... hahaha!“

Der Maler überlegte kurz und sagte:

„Sie haben nicht ganz Unrecht ...“

Aber der Kommissar mochte wohl nicht die Zeit mit Philosophie verlieren. Er klopfte dem alten Verbrecher, der an seiner Seite saß, leicht auf die Schulter:

„Wie ist es nun also mit unserer Sache? ... Wachtmeister Braun hat mich ordentlich neugierig gemacht?“

Der im Zylinder kniff wieder sein linkes Funkelauge:

„Das jlaub’ ich! ... Bloß, wissen Se, Herr Kommissar, ick kann jetzt ofte die Nacht nich schlafen un denn denkt man doch so über allerhand nach ... Sehen Se mal ... bei mir, da is det so: wat ihr so Anständigkeit un Nächstenliebe nennt, un so, det is aus mein Lexikon een for alle Mal ausjestrichen! Det kenn ick schon längst nich mehr! ... Ihr ja ooch nich, aber ihr tut doch

wenigstens so! ... Bei mir da – ick bin eben, wat man so sagt, 'n hartgesottner Verbrecher! ... Ick habe for keenen Menschen wat übrig! ... Die ja for mir ooch nich! ... hechstens Kittchen ... Na, also Se brauchen nu nich zu denken, det ick det, wat ick jetzt sagen will, det sag' ick aus'n besonderes Anständigkeitsjefiehl raus oder aus Moral! ... Ih, keene Ida! ... Aber wenn ick'n Vajleich ziehe zwischen eenen, der uff meine Seite steht, un zwischen die andre Seite, wo de Polizei is, denn zieh ick mir doch meine vor, un denn seh ick nich in, warum ick den Mann, der mir doch direkt janich mal wat jetan hat, warum ich den verraten soll ...“

„Es ist aber ein Mörder, Lensulski!“

„Na ja ... is er! ... Aber dafor kann ick doch nischt! Soll ick etwa uff'n uffpassen? Dafor sind doch andere da!“

Der Kommissar schwieg. Der Wachtmeister kaute wütend an seinem Schnauzer. Und der Maler hörte und sah voller Interesse, ohne selbst innerlich irgendwie Partei zu nehmen, dieses menschliche Ungeheuer, das alles in sich überwunden zu haben schien, was Gesetze, Erziehung, Verantwortlichkeits- und Gemeinnsinn in den Geist der bürgerlichen Menschen einpflanzen.

„Na hören Se mal, Lensulski“, wollte eben der Wachtmeister anfangen, doch ein Blick seines Vorgesetzten hemmte seine Zunge.

Dr. Splitterricht wußte, wie er seinen Mann zu nehmen hatte. Alle diese Amoralischen können dem Alkohol nicht widerstehen und unterliegen in Folge ihrer, auch physischen Minderwertigkeit bald seiner Einwirkung. Das Gift, das in ihren Adern kreiste, ehe sie noch geboren waren, das Gift der Blutverderbnis, macht sie zu willenslosen Sklaven dessen, dem schon ihre Erzeuger blind gehorchen mußten. Denn ohne ihn sind sie nichts, sind tatunlustig, schlaff und können ihrer stieren Depression nicht die Lebensfreude abgewinnen, die jedes Geschöpf braucht, wenn es den Mut zum Dasein bewahren will. Ein fürchterlicher Kreislauf treibt sie; in ihnen wird ein Teil des Wortes von der Erbsünde wahr, freilich ohne daß die Menschen begreifen, welch ein gigantischer Zwang seine schwarzen Flügel über den Gezeichneten schlägt!

Dabei können manche von ihnen, wie der Volksmund sagt, „viel vertragen“, das heißt: der Rausch tritt nicht so sinnfällig auf, daß der Unerfahrene ihn erkennt. Nur der tiefer Schauende sieht auch bei diesen „Ausgepichten“ eine Hemmung nach der andern sich lösen, sieht deutlich das mit jeder Minute krassere Hervortreten der asozialen Instinkte. Der Wissende kann auch den Hebel „Vorsicht, Mißtrauen und Schweigen“ in dem Alkoholisierten auslösen, mit dem einfachen Rezept, jenen immer mehr vollzupumpen, selbst aber nüchtern zu bleiben.

Der Kriminalkommissar Dr. Splitterricht wußte das alles und sah sein Amt deshalb oft mit so tiefem Haß an, daß es aller realen Überlegung und der harten Überzeugung von den schlimmen Notwendigkeiten im Daseinskampf für ihn bedurfte, um ihn auf seinem Posten festzuhalten ...

Der Kellner hatte alten Burgunder und Sekt gebracht und er wechselte in kurzer Zeit die Flaschen mehrere Male aus im silbernen Kübel. Der Wachtmeister, ein vor allen trinkfester Mann, sorgte, daß des alten Einbrechers und Räubers Glas nicht leer wurde. Und je lästerlichere Reden der führte, desto mehr Durst schien er zu kriegen. Er war sich auch ganz klar darüber, daß man ihn so ausholen wollte; er sagte das mit den Worten:

„Und wenn Se mir volljießen bis an de Halsbinde, rauskriejen tun Se doch nischt!“

Der Kommissar und der Maler tranken langsam und bedächtig; der eine wußte, worauf es ankam, der andere war so beschäftigt mit diesem seltsamen Zerrbild eines geistigen Kampfes, daß er selbst seine heimliche Liebe für Zeiten vergaß.

Auf einmal beugte sich der Verbrecher zu seinem Nachbar und sagte mit nur unmerklich

gehemmter Zunge:

„Nu will ick Ihn' mal wat sagen, Herr Kommissar, diesmal sind Sie der Jenepte! ... Denn wat ick wirklich weeiß, det is so jut, wie janischt! ... Und damit Se endlich Ruhe haben, will ick et Ihnen sagen: nämlich woher ick den Mann kenne ... Ick war doch ooch mal drieiben! Ick wollte da det sojenannte neie Leben bejinnen ... haha! Als ob unsaena det ieberhaupt noch kennte! ... Na, ick hab't ja ooch nich lange ausjhalten in's freie Amerika ... Se haben mir balde jenug hopps jenommen in Philadelphia ... Aber det war nich da, det war in New York ... Da kommt eenes scheenen Dages in die Herberje – da sagen se Boarding zu – eener zu mir ran un fragt mir, ob ick nich 'n Dings mit ihm drehn wollte? ... Sehn Se, det war der Mann! ... Bloß er is nachher nich wiederjekommen ... War also nischt ...“

Lensulski schwieg, schielte nach den Flaschen, und, sowie der Wachtmeister ihm eingegossen hatte, fuhr er fort:

„Ja, sehn Se, und den hab ick hier wiederjesehn! Vor acht Dage in's Café „Täubchen“ ... Sie wissen doch, Herr Kommissar ...“

Dr. Splitterricht nickte:

„Und da wollte er wieder Ihre Hilfe in Anspruch nehmen, nicht wahr?“

„Ja, er hatte mir ooch sofort wieder erkannt; ick ihm natierlich ooch, denn er hustete in eenen weg ... noch ville mehr wie damals drüben ... Na, un er, wie ick 'n denn fragte, wat et denn for 'ne Sache wäre, da meente er, se wäre kinderleicht. Ne olle reiche Dame, un wir würden von eenen einjlassen – det wär' der Neffe, der ooch dabei sein müßte ... Na, un sehn Se mal, Herr Kommissar, det war schon nischt für meine Person. Sowat mach ick nich! Zweek sind schon zu ville, aber bei drei, da fängt direkt der Schlamassel an! Nee, det mach ick nich mit, sowat!“

„Sagte er nicht, um was es sich da handelte?“

„Ja, Edelsteine. Un darum wart' ooch nischt for mir! ... Denn jedesmal, wenn so'n Jeflinker bei war, bin ich rinjejangen! Da warnt mir direkt 'ne innere Stimme vor! Und sehn Se, Herr Kommissar, des is alles! Da hat Ihn der Herr Wachtmeister wieder 's Maul wässrig jemacht un nu is nischt! Un ick habe morjen 'n Ölkopp un meine kleene Mulle zu Hause macht mir landrechtig!“

Der Kellner kam:

„Herr Dr. Splitterricht wird am Telefon verlangt.“

Der Kommissar gab Braun einen Wink. Der erhob sich.

In dem weinseligen Gesicht des Verbrechers erwachte plötzlich die Wut; seine Zähne knirschten, die Hand fuhr in die Beinkleidtasche. Und mit heiserer Stimme, sich im Sitz ein wenig hebend, stieß er hervor:

„Na, nu wollt Ihr mir woll alle wer'n lassen! ... Na warte!“ ...

Der Kommissar sah ihn bloß an, aber in seinen Augen brannte die unwiderstehliche Wahrheit:

„Sie kennen mich doch seit Jahren, Lensulski! Halten Sie mich einer solchen Gemeinheit für fähig?“

Der Gauner sank zurück in den Stuhl.

„Nee, nee!“ murmelte er, „Sie sind ja nich so, Herr Kommissar, aber die andern ...“

„Jetzt haben Sie 's aber mit mir zu tun, nicht mit den andern, Lensulski! Wenn ich was mit Ihnen vorhabe, dann krieg ich Sie so, ohne solche Überredungskünste –“ er winkte mit dem Kopf nach der Flaschenbatterie, – „nun noch eine Frage: Wissen Sie den Namen?“

„Nee, er heißt bloß „der Amerikaner.“

„Aber vielleicht, wo er herstammt?“

„Ja, von 's Land, aus Sachsen.“

„Das haben Sie an seinem Dialekt gehört?“

„Ja ...“

„Und wo hat er die Schwindsucht her?“

„Na, aus't Zuchthaus. Wo denn sonst! Da brauchen Se doch nicht erst zu fragen!“

„Dann hat er in Waldheim gesessen!“

„Wieso?“ Der Verbrecher wurde ganz erregt. „Det heeßt, det hab' ick nich jesagt! ... Nee, det is ooch nich wahr! ... Wenigstens, mit mir hat er davon nich jesprochen ... nee, davon is keene Rede nich!“

Der Wachtmeister kam wieder:

„Wir müssen sofort aufbrechen, Herr Kommissar!“

„Ja, ich bin auch fertig ...“

„So?“ sagte der Verbrecher hohnvoll, „jetzt sind Se uff eenmal fertig! Aber natürlich, der Lensulski, mit dem kann man ja det mach'n. Wenn man den orntlich vollfillt, denn quatscht er alles aus! ... Na, meinswejen, wat jeht mir der an! ... Machen Se, wat Se wolln! Aber wenn Se jlauben, ick sage wat aus for die schwarzen Männer mit'n Tintendickel, denn sind Se schief jewickelt!“

„Ich werde Sie nicht in Anspruch nehmen, Lensulski und ... wenn ich Ihnen vielleicht jetzt mit 'ner Kleinigkeit aushelfen kann?“

„Danke. Ick brauch Ihre acht Jroschen nich! Wir leben ooch so ... Un im übrigen, wir treffen uns ja mal wieder, Herr Kommissar!“

Mit diesen Worten, die nicht einmal wie eine Drohung klangen, nahm der alte Gesetzbrecher hastig seinen Paletot und Stock und ging, ohne die beiden andern Männer zu beachten, durch das rauchige vom Lärm der Gäste erfüllte Lokal davon.

„Herr Kommissar,“ erklärte Braun und der Riese fieberte vor Aufregung, „die Goldelse hat angekingelt. Sie sagt, sie hat ihn fest! ... In der „Schmetterlingsschlacht“ untern Linden!“

Wolf Stark de Ruyter, der in dieser ereignisreichen Nacht vor immer neue Sensationen gestellt wurde, wunderte sich über die Gelassenheit, mit der der Kommissar die Nachricht empfing.

„Das wäre ja reichlich viel!“ sagte der ruhig. „Immerhin bin ich jetzt einen Schritt weiter ...“

XII.

Die „Schmetterlingsschlacht“ war eines jener Nachtlokale letzten Styles, in denen satte und gutgekleidete Leute sich an Sekt und an der kreischenden Laune von ballmäßig kostümierten Mädchen ergötzen. Manche sind schön, viele graziös, und fast alle verblüffend elegant.

Der Raum selbst leuchtete und strahlte in Weiß und Gold. Amoretten ließen Rosenketten vom Plafond zu den Wänden niedergleiten und in den Bronzeranken blühten, glühten, leuchteten hundert und aber hundert elektrische Lichter. Eine Estrade, die bienenzellengleich kleine Nischen aneinandergliederte, lief um den engen Tanzkreis, von dem weiße Schultern lockten und das Lachen der geschminkten Lippen herüberklang. Schmiegsame Frauenleiber wanden sich in schillernden Gewändern, der ganze Rhythmus junger, reizender Glieder ward aufgeboten, trunkene Sinne aufzupeitschen, um selbst wieder einen Tag länger in dieser trügerischen Scheinwelt verbleiben zu können.

Wolf Stark de Ruyter hatte solche „Schauen“ in Amerika, bis ins Riesenhafte und Verrückte gesteigert, gesehen. Dort gab es öffentliche und geheime Tanzbars; aber selbst die öffentlichen waren so zügellos, daß nur der übertriebene amerikanische Geschmack den Aufenthalt dort vertrug. Zwar die öffentliche Moral war drüben strenger als im alten Lande und die Polizei schien argwöhnisch über die Befolgung der Sittengesetze zu wachen – nur daß meistens der Polizeimajor des Distrikts seine Prozente vom Sekt- und Weinverkauf des Lokals bezog und deshalb die Bar als nicht zum Distrikt gehörend und damit auch als nicht überwachungsmöglich erklärte.

Den jungen Maler packte an solchen Stätten immer der gleiche Jammer: er sah das Schicksal all der künstlich oder von Natur blühenden Gesichter voraus, und ihn erbarmte die vergoldete Not der armen Mädchen, die Jugend und Anmut hinschleuderten für jämmerliche Stunden des Rausches.

Da erblickte er in einer der Nischen Goldelse, umgeben von einem ganzen Kreis von Männern und Frauen. Neben ihr saß einer, bei dessen Anblick ein wildes, drängendes Gefühl in dem Maler aufkam ...

Das ... das war der Mörder!!

Zur gleichen Zeit traf sein Ohr ein Hüsteln ...

Er faßte krampfhaft nach Dr. Splitterichts Arm:

„Herr Kommissar, das ist er!“

„Welcher denn?“

Sie standen in der Nähe des Eingangs, der in seiner Verlängerung durch die Logenbrüstungen den Zugang zum Tanzkreis bildete.

„Der links neben Goldelse!“

„Der Blasse?“

„Ja, der!“

„Bleiben Sie ganz ruhig hier stehn! ... Ich will Braun anweisen –“ (Der hatte sich draußen auf der Straße vor dem Hause postiert, das, wie man sich überzeugt, nur diesen einen Ausgang nach den Linden zu hatte) – „daß er vom nächsten Revier ein paar Beamte hertelefoniert!“

Der Kommissar zog sich zurück. Wolf Stark nahm in der Nebennische, die eben leer wurde,

Platz und bestellte bei dem sofort auftauchenden Kellner eine Flasche Champagner. Hin und wieder verdeckten ihm die Tanzenden die Aussicht auf jenen etwas schräg gegenüberliegenden Tisch. Aber hinausgehen – ohne von ihm gesehen zu werden – konnte trotzdem niemand; der Logengang von jener Seite mündete gerade an seiner halboffenen Nische. Die beiden Hälften der Logenreihe aber schied das riesenhafte, von geschliffenem Glas und Silber funkelnde Büfett, von dem die Kellner die Getränke und Speisen holten. So war auch der Abgang der Gesellschaft, die der Maler beobachtete, nach der andern Saalseite, nicht möglich.

Jetzt sah er sie wieder, die herrliche Blonde. Den Kopf über die klassische Schulter gelehnt, die Lippen halb geöffnet, schmachteten sie den Bleichen an. Abscheulich und doch bewunderungswürdig war sie, diese goldhaarige Dirne, die wie eine kalte, glitzernde Schlange nach dem Verratenen züngelte, ihn betörte und mit ihren lockenden Lippen aufhielt; die das Mitleid nicht kannte, nicht einmal mit denen, die, wie sie selber, verfemt und geächtet waren.

Der Maler studierte die Züge des Mannes, der für Goldelse eben ein Netz voll der kleinen bunten Bälle kaufte, die überall im Saal umherflogen und so gefällig neue Beziehungen anbahnten. Wolf Stark strengte sein Gedächtnis an, holte aus der tiefen, verstaubten Vergangenheit das Momentbild jenes Menschen im Zimmer des Eduard Dittrich in New York hervor und gab sich alle Mühe, es festzuhalten in seinem Geiste: ja, das war jener widerwärtige Mensch! ... Eben jetzt, wo die Musik schwieg und die Mädchen wie helle Schatten von dem spiegelnden Parkett des Tanzkreises verschwanden, klang der Husten wiederholt und häßlich herüber ...

Der Kommissar kam zurück, gefolgt von Braun, der nun den Eingang flankierte.

Dr. Splitterricht ging hinter den Logen herum. Der Maler wollte ihm folgen – er winkte ab.

Wolf Stark sah ihn mit freundlichem Nicken in die Loge treten und sich an Goldelses Nachbar wenden.

In demselben Augenblick war der Blasse, kaum die Faust auf den silberfarbenen Plüsch der Brüstung stemmend, über die Schranke hinweg und zwischen den Tanzenden.

Die Mädchen kreischten, wie Papageien!

Ein Kellner fiel mit einem Silbertablett voll buntschillernder Gläser! Und neues Geschrei und Gezeter! ...

In der drängenden, stoßenden, vom Schreck gepreßten Masse sah man den Flüchtigen nicht! Da tauchte er plötzlich wie aus schaumigen Wellen am Ausgang aus dem Wirbel. So schlüpfte er davon, doch nur bis zu der weißlackierten Tür, wo neben einem goldprotzenden Schweizer der Hüne stand.

Da der Flüchtige, nicht etwa hastig und in Angst, nein, als habe er von dem Lärm und Geschrei nun genug und strebe still nach Hause – als er so durch die weißlackierte Klapptür wollte, fand er sich auf einmal in den Armen des Wachtmeisters, der ihn wie in Stahl und Eisen hielt, bis Dr. Splitterricht heran war und ihn fesselte.

Von der nachdrängenden Menge umstaunt und begafft, wollten die Beamten ihren Fang eben in Sicherheit bringen, als eine Schöne, eine Rothaarige mit weißem Busen aus silbernem Tarlatan heraus, an den Maler herantrat, den sie wohl auch für einen Polizisten hielt, und ihm eine stark gefüllte Ledertasche gab:

„Das hat der da eben weggeschmissen!“

Der Kommissar bekam die Tasche, sah hinein und blickte den Verhafteten an: dann piff er symbolisch und sagte:

„Sie sind das! ... Na, einerlei! ... Kommen Sie nur!“

Des Malers bemächtigte sich eine Unruhe bei den Worten des Kommissars ... In dem Moment tönte auch das Husten wieder, aber aus der Loge drüben, die Goldelse jetzt mit einem älteren, verlebt aussehenden Menschen allein festhielt, der eben sein Tuch an die Lippen preßte, um einen neuen Anfall zu unterdrücken.

„Der hier hustet ja gar nicht!“ sagte Wolf Stark leise:

„... das ist auch nicht der, den wir suchen ... Dafür aber einer, hinter dem die Behörden jahrelang her sind. Ein schon fast sagenhaft berühmter Falschmünzer! Kommen Sie nur, Sie erfahren das im Wagen!“

Ein paar Neugierige kamen noch mit bis hinaus auf die Straße. Helle Toiletten und weiße Gilets leuchteten für Augenblicke in der Mainacht, die so viele nicht schlafen ließ. Von den Baumgängen und Wegen unter den großen Lichtkugeln eilten die Schaulustigen. Doch das Automobil schluckte die vier Männer, von denen einer gefesselt war, auf und huschte davon in die dämmernde, von dem Brausen der Stadt, die niemals einschläft, erfüllte Nacht ...

XIII.

Als Wolf Stark am Morgen in seinem Hotel erwachte, war es nach neun Uhr. Er hatte tief und traumlos geschlafen und sprang aus dem Bett, wie eben nur ein Mensch von sechsundzwanzig Jahren aus dem Bett springen kann, dem jeder neue Tag ein Eden ist. Er eilte ins Bad, ließ das kalte Wasser über sich brausen und war kaum zehn Minuten danach unten im Speisesaal des Hotels, wo ihm sein Frühstück herrlich schmeckte. Dann zündete er sich eine Zigarette an und wartete auf die Verbindung nach Breitenberg, die er beim Herunterkommen gleich bestellt hatte.

Draußen war das schönste Wetter von der Welt. Ein Maientag voller Sonne und heißer Lebenslust. Die hohen Fenster des Saales standen offen und der Maler blickte auf das Stadtbild, das die Potsdamer Straße, wie in einer phantastischen Riesenkamera, vor ihm entrollte ... Vom Goldlicht des Himmels überflammt, von tausend Geräuschen durchklungen, flossen Menschen und Tiere, Wagen und Gefährte, die sich rastlos durcheinanderschoben, zu einem stupenden, von dem großen Fenster gerahmten Gemälde zusammen, das Wolf Starks Künstlerherz höher schlagen ließ, das seinen Geist zur Arbeit reizte und ihn selbst mit einer lauten Froheit erfüllte.

Wie anders das Nachtbild von gestern! Der weite Platz, von wenig Gestalten belebt, die sich im Dämmer verloren. Wie anders die Nacht überhaupt in diesem Riesenwesen, wenn das Verbrechen aus seinen Winkeln schlüpft und sich unter die Schwärmenden mischt, die dem Schlaf gram sind!

Der Maler war noch mit aufs Präsidium gefahren und hatte dort gehört, daß er, ebenso wie die Goldelse, sich getäuscht hatte in der Person des Verhafteten. Der war ein Mensch, der seit Jahren Hundertmarkscheine fälschte und in Verkehr brachte, ein gefährlicher Schädling, der dem Staate schon Hunderttausende gekostet hatte und der nun einem blinden Zufall, einer glatten Verwechslung erlegen war. Aber damit hatte sich auch gezeigt, daß Wolf Starks Hilfe überflüssig, daß sein Gedächtnisbild von jenem „Amerikaner“ nicht klar genug war, um den Mörder wirklich zu erkennen.

Keiner freute sich darüber mehr als der Maler selber! Er hätte es nicht fertig bekommen, dem Kommissar, der ihn wie einen Freund behandelte, den Dienst aufzusagen! Und dabei peinigte ihn ein Sehnen ohne Maßen! Er wollte, er mußte Thekla sehen und mit ihr reden – und wenigstens einmal ihre Hand in der seinen halten!

Der Zug fuhr um elf. Noch zwei ganze Stunden und weitere anderthalb mit der Bahn, bis er die angebetete Gestalt schauen durfte.

Von neuem griff er nach dieser Sehnsucht, hielt sie fest und fragte: ob es denn wahr sei? Kann ein Mensch, der den andern nur ein paar Stunden gesprochen hat, kann er den so lieben? ...

Er wollte nicht, daß eine rasche Laune, irgendein flüchtiges Gefühl, und mochte es auch noch so brennend und stark sein, über sein und ihr Schicksal bestimmte! Er suchte sich zu überreden, noch hier zu bleiben in Berlin, um diese wie eine Zauberblume aufgeschossene Neigung, auf ihre Kraft und Dauer zu prüfen. Aber er wußte auch in demselben Augenblick, daß nichts auf Erden ihn bestimmen konnte, Thekla freiwillig länger fern zu bleiben!

Da kam der Page und rief ihn an den Fernsprecher.

Das ging schneller, als er gedacht hatte! Wenn nur nicht ein anderer ihn verlangte! Aber wer sollte hier, wo er ganz fremd war ...

Nein, sie war es!

Als siede plötzlich das Blut in seinen Adern, preßte ein ohnmächtig süßes und atemraubendes Gefühl sein Herz, da er ihre Stimme vernahm! Und sie sagte doch nichts, als: „Bist du es, Wolf?“

Die Stimme klang schüchtern und zag. Seine eigene aber war dumpf, und doch voller Leidenschaft.

„Ja, Thekla, ja ... hier Wolf Stark!“

„Ich habe dich angerufen, weil ... Tante ist heute zum ersten Male erwacht ... Bei Bewußtsein ... ja ... Ach, ich bin so namenlos glücklich ...“

Er hörte nur, er wollte nur, daß sie weiterspräche ... Was sie sprach ... daß die Tante gesund wurde ... Ach, er war froh! Gewiß! ... aber er konnte das nicht trennen ... Er hörte nur ihre geliebte Sprache und sah sie, Thekla, wie hinter einem Schleier stehend, ihn erwartend, mit Sehnsucht im Herzen wie er sie trug ...

„Du sagst doch gar nichts, Wolf?“

„Ich ... Ach, ich bin so froh, Thekla ... so ... Ich komme ja heute noch zu euch! ... Um elf Uhr fahre ich ... Soll ich denn kommen, ja?“

„Aber ja ... gewiß sollst du kommen! ... Ich freue mich auch ...“

Die Stimme schwieg, als sei sie vor sich selbst erschrocken. Dann kam sie wieder, noch zaghafter:

„Bist du denn schon fertig mit deiner Sache, Wolf?“

„Ja ...“ Als erwürge ihn sein eigen Wort ... er konnte nicht reden ...

„Das ist ja ... das ist ja schön! Wie war es denn? Aber nicht wahr, das erzählst du mir alles nachher? Es war gewiß sehr interessant, aber auch wohl grausig, was?“

Nun hatte sie ihre Schüchternheit überwunden, sprach munter und lebhaft. Und wie er doch immer nur „ja“ und „ja, Thekla“ antwortete, da fragte sie ihn, ob ihm denn nicht wohl wäre? Er sei doch so einsilbig! Und wie leiser Übermut klang es, als sie zum Schluß sagte:

„Am Ende gefällt es dir in Berlin so gut? Du kannst ja noch etwas dableiben!“

„Thekla!“ sagte er wieder. Und hörte ihr Lachen:

„Ja, was denn?“

„Ich komme.“

„Also, auf Wiedersehen ... lebewohl!“

Er stand noch immer, den Hörer am Ohr, als müßte noch ein einziges kleines, liebes Wörtchen mit dem elektrischen Funken zu ihm fliegen. Dann ging er wie im Traum aus der Zelle, trat aus dem Hotel auf die Straße und ging, von unsichtbaren Händen geschoben, die Straße entlang.

Auf einmal ward ihm klar: er mußte ihr, die ihn so ganz erfüllte, etwas geben! Aber was? ... Nichts Kostbares, und doch etwas, was er nur geben konnte!

Er sann und sah die Auslagen der Geschäfte an, aber er fand nichts. Zuletzt stand er doch wieder vor dem Schaufenster eines Juweliers. Noch immer ohne Entschluß trat er ein:

„Ich möchte etwas ... etwas haben ...“

„Der Herr können sich ja ansehen ...“

Die geschraubte Form der Anrede fiel auf. Er betrachtete das lächelnde Gesicht der eleganten Verkäuferin mit leerem Blick.

„Für eine Dame, nicht wahr? Einen Ring vielleicht?“

Sie nahm aus der Vitrine dunkelrote Samtkissen und kleine Etuis heraus. Es blitzte und schimmerte in den schlanken, gepflegten Händen von Gold und Juwelen. Ein Kissen hatte sie irrtümlich herausgenommen. Lächelnd wollte sie es wieder wegstellen.

„Das sind Verlobungsringe!“

„Ach, einen Augenblick!“

Wolf Stark griff danach. Da stak ein Ring im Purpursamt. Der war aus grünlichem Gold, wie eine Rosenranke gearbeitet, zwei Knospen daran aus Rubinen.

„Der Ring ist eigentlich schon so gut wie verkauft. Der Herr wollte es sich nur noch überlegen. Der Preis schien ihm zu hoch.“

„Was kostet er?“

Die Verkäuferin nannte den Preis.

„Und ich kann ihn bekommen?“

„Aber bitte, mein Herr!“

Als der Maler wieder auf die Straße trat und zu der Bahnhofsuhr hinaufblickte, war es ein viertel vor Elf. Er mußte eilen, um rechtzeitig zum Zuge zu kommen.

Auf der Fahrt las er, trank ein Glas Wein im Speisewagen, stand rauchend im Gange und konnte es nicht fassen, daß ein Mensch, den es mit allen Sinnen vorwärts reißt, so schnell oder so langsam wie jeder andere fahren soll.

Aber als er in Breitenberg ankam, war seine ganze glühende Passion in Angst und Mutlosigkeit verwandelt. Wie, wenn er sich irrte? Wenn er Thekla nicht mehr bedeutete wie ein Verwandter, der außerdem ein leidlicher Mensch ist, mit dem man sich zeigen kann? ... Mußte denn sie dasselbe empfinden wie er, der seine leicht entflammte Seele so gut kannte, daß er ihr selbst in all seiner Begeisterung immer wieder mißtraute?! Hatte sie ihm etwa den Beweis einer Neigung gegeben?

Sie war freundlich gewesen, weil sie überhaupt ein gütvolles, liebenswertes Wesen hatte. Sie hatte mit ihm gescherzt, hatte Interesse an seinen kleinen Abenteuern im fernen Lande bewiesen; ja, ihr liebes Gesicht hatte einmal – er glaubte das wenigstens bemerkt zu haben – den Ausdruck gehabt, als bange sie sich an irgendeiner harten Ecke seines Vagabundenlebens um ihn ... Aber was wollte das sagen! Daraus kann man doch nicht folgern, daß man wiedergeliebt wird von einer Frau, die einen kaum kennengelernt hat!

So sank Wolf Starks hoher Mut wie eben noch himmelan loderndes Feuer ganz in Asche. Doch als er dann wieder daran dachte, wie sie ihm gleich geglaubt hatte, daß er der wirkliche Wolf Stark de Ruyter wäre, wie sie für ihn eingetreten war und sich dem Amtsvorsteher entgegengestellt hatte, als der ihn verhaften wollte – da hoffte er wieder ein bißchen.

Er faßte nach dem kleinen Lederetui in seiner Jackettasche. Würde sie den Ring von ihm nehmen? War er nicht zu kostbar für ein erstes Geschenk?

Er wußte ja so wenig von den gesellschaftlichen Regeln, die im alten Lande galten!

Wenn er überhaupt nur den Mut finden würde, ihn ihr anzubieten ...

Als er in das alte Haus am Marktplatz trat, traf er Thekla in der Halle. Aber ihr schönes Gesicht hatte einen unglücklichen, leidvollen Ausdruck.

„Eben haben sie diesen ... diesen ... wie hieß er doch?“

„Dittrich?“

„Ja, den haben sie eben abgeholt. Denke doch bloß ... mit einem solchen Menschen haben wir

jahrelang unter einem Dache gewohnt! ... Aber komm, Wolf, du wirst hungrig sein!“

„Nein, ich bin nicht hungrig.“

Er sagte es einsilbig und tonlos.

„Was ist dir denn?“ Sie blickte ihn besorgt an. „Du bist doch nicht krank? ... schon vorhin am Telephon warst du so sonderbar?“

„Nein“, sagte er und hatte wieder das würgende Gefühl. „Ich bin gar nicht krank, absolut nicht ... mir ist nichts ...“

Dabei sah er sie an, wie ein Ertrinkender, der verzweifelt um Rettung fleht.

Da begriff sie. Sie wurde dunkelrot. Wandte sich und sagte viel leiser:

„Komm doch rein ... Wir können doch hier nicht stehenbleiben ...“

Sie trat vor ihm in den Salon. Und ging ans Fenster, als wollte sie dort etwas ordnen.

Er blieb am Tisch.

Sie sagte, halb mit dem Gesicht nach dem Fenster:

„Du bist aber doch so ernst, Wolf ... so feierlich ... Gestern warst du viel lustiger ...“

„Ja ... manchmal ist man so ...“

Sie lachte, aber ihr Busen hob sich schneller.

„Ich dachte Wunder, was du mir zu erzählen hast ... und nun sagst du gar nichts! ...“

Sie fühlte selbst die Aufforderung, die darin lag und wollte sie schnell vertuschen. Hastig sprach sie weiter ... Sie hätte inzwischen lauter Unannehmlichkeiten gehabt: ihre Zofe habe ihr gekündigt ... die kleine Lilli, ja ... und daran wäre auch dieser Mensch schuld ... der Tote. Der hätte dem Mädchen den Kopf verdreht, sogar die Ehe hätt' er ihr versprochen ...“

„Der Dittrich?“

Ja, er wäre hinter jeder hergewesen! Keins von den Mädchen hätte er in Frieden lassen können. Tante Amaranth war ja deswegen ganz mit ihm zerfallen ...

Warum sagte sie ihm das alles? Doch nur um zu verhindern, daß er redete! Daß er ihr sagte, was er dachte und fühlte! Und mit fast böser Stimme fragte er: „Hat er dich etwa auch geliebt, der Mensch?“

Sie zuckte zusammen und konnte nicht antworten.

Er begriff. Rasch trat er einen Schritt näher.

Sie wandte sich um, sah ihn an.

„Was!“ Seine Augen loderten, die Nasenflügel spannten sich und seine Züge wurden wie Eisen:

„Dieser – dieser ... So ein erbärmlicher Mensch! Sage doch, Thekla, was ... was war?“

Er tat ihr leid. Darum zwang sie ihren Stolz, der keinem erlauben wollte, sie, die nichts Unrechtes getan, nach ihren Handlungen zu fragen.

So blieb sie ganz ruhig:

„Was glaubst du von mir?“

Da ließ er die Arme sinken und senkte sein Gesicht, das fahl und schlaff wurde, zu Boden. Aber plötzlich dachte er an den Ring. Und ohne die Überlegung, daß der Augenblick für ein Geschenk so gar nicht der rechte war, sagte er dumpf und traurig:

„Ich hab' dir was mitgebracht aus Berlin, Thekla. Willst du es von mir nehmen?“

„Was ist es denn?“

Er gab ihr den kleinen Lederbehälter.

Sie öffnete, dann rief sie überrascht:

„Aber das ist ja ein Verlobungsring!“

Das Wort war von den Lippen, noch ehe sie es ausgedacht hatte. Nun war es nicht mehr zurückzuholen.

Er blickte in ihre Augen und sie in die seinen. Da begann sie zu zittern.

Er rang nach Atem:

„Thekla ...“

„Ja ... Wolf ... lieber Wolf ... ach, laß mich!“

So fest hatte er sie in seinen Armen, so feuerglühend brannten seine Lippen auf den ihren und so gewaltig war der Drang seiner Leidenschaft, daß ihr Wille aufging in seinem wie eine leichte Seidenflocke in einer hohen Flamme ...

XIV.

Der Doktor-Kommissar saß in der Bahn und fuhr von Dresden nach Leipzig. Er war in Waldheim gewesen und hatte in dem bekannten sächsischen Zuchthaus die nötigen Nachforschungen angestellt. Aber so vielversprechend die Spur, auf die ihn der alte Lensulski gebracht hatte, im Anfang auch schien – sie versagte schon hier.

„Mein lieber Herr Doktor,“ hatte der Direktor der großen Gefangenenanstalt gesagt, „da ist es leichter einen Floh suchen, der einem vor Jahren mal gezwickt hat. Sie wissen, daß Tuberkulose die Krankheit der Langjährigen bei uns ist. Wir tun dagegen, was wir können, aber das Übel wird eingeschleppt und hat auch in der Prädisposition vieler Züchtlinge ihre Ursache. Daß da die Lebensweise im Zuchthaus, die erzwungen harte Arbeit, die meist vegetabilische Kost mitsprechen, ist selbstverständlich. Es ist in der derzeitigen Auffassung der Strafe begründet. Gewiß bedeutet das eine ungewollte Verschärfung und Härte. Und daß Leute, die hier die Phtyse erwerben und dann in der Freiheit daran hinsiechen, mit einer schauerlichen Wut im Herzen an die Anstalt zurückdenken, das läßt sich alles begreifen. – – Aber was wollen Sie? Der Schutz der Gesellschaft! Die Ausmerzung der asozialen Schädlinge! Vielleicht auch die Theorie der Abschreckung ... man kommt nicht aus ohne die Zwangsanstalten, wenn man nicht, wozu in Deutschland keine große Geneigtheit besteht, an Deportation denken will.“

„Und Sie selbst, Herr Direktor, oder vielleicht einer Ihrer alten Beamten – könnte sich nicht am Ende einer der Herren auf den Mann besinnen?“

Der Direktor zuckte die Achseln:

„Versuchen Sie es mal mit dem Oberaufseher Bunter. Das ist mit mein ältester Beamter und hat außerdem ein fabelhaftes Gedächtnis. Vielleicht kann der Ihnen was sagen!“

Der Oberaufseher wurde gerufen. Ein alter, wie in seiner graugrünen Uniform versteinertes Mann. Der besann sich lange; endlich sagte er:

„Eenen hab' ich emol chehappt, där had immer so kehusdet ... das war Se nämlich ooch'n Sachse ... Wäjén Einbruch ... Und där hat ooch kesagd, er wirde de Welt noch emol zeichen, was se wärt is! ... Aber das' schon lange här ... mindestens 'n achd Jahre!“

„Und können Sie sich vielleicht noch auf den Namen des Mannes besinnen, Herr Oberaufseher?“

„Jo! Däs gann ich! Där hieß Se nämlich Packscher!“

„Packscher“, sagte Dr. Splittericht nachdenklich. Er war enttäuscht. Er dachte an das Bleistiftendchen, in das die Buchstaben H u. K eingeschnitten waren.

„Nää“, der Oberaufseher schüttelte den grauen, glattgescheitelten Kopf. „Packscher mit'm weichen „P“!“

„Ach so, Backscher ... und wo der Mann her war, wissen Sie das vielleicht auch noch, Herr Oberaufseher?“

„Dös gann ich Sie nich sagen, mei Härr! Dös hat er uns nämlich ooch nich kesacht ... er war Sie ä kanz verschlossener Mensch, der Packscher! Un darum nähm ich an, daß 'r amende ooch charnich so keheißén had! Dös war amende charnich sei richt'cher Name ...“

Das war alles, was der Doktor Splittericht in Erfahrung brachte und damit war wenig anzufangen. Er war dann nach Dramburg gefahren, wohin Staatsanwaltschaftsrat Dr. Losch und

der Untersuchungsrichter inzwischen zurückgekehrt waren.

„Das macht keinen sehr erhebenden Eindruck bis jetzt,“ sagte Dr. Losch. „Aber Sie haben ja auch noch keine Woche an der Sache gearbeitet.“

Die Anrede vermied er, wie immer.

„Tja“, Dr. Splittericht zupfte nachdenklich den kleinen dünnen Schnurrbart „Jeder Tag, der von der Auffindung der Leiche an vergeht, macht den Erfolg ungewisser ... und trotzdem, es müßte doch herauszukriegen sein ...“

Des Kommissars Augen bekamen den verlorenen Blick. Er war nicht weit davon, daß sein Geist sich aus diesem nüchternen Amtszimmer im altertümlichen Gerichtsgebäude zu Dramburg auf seine weiten Wanderungen begeben wollte.

Der Staatsanwalt sah's mit Erstaunen. Er hatte mancherlei von dem weitbekannten Kriminalisten gehört. Auch daß er im Geruch stand, ein Hellseher zu sein. Und mit Spannung wartete er nun auf das Eintreten des Phänomens.

Doch der Kommissar riß sich heraus aus der Aura, die schon ihre schattenden Flügel über ihn spannte.

Der Staatsanwalt merkte es gleich.

„Wie schade!“ dachte er. „Einen somnambulen Kriminalkommissar, den kriegt man nicht alle Tage zu Gesicht!“

Laut sagte er:

„Wir haben nun auch die Aufstellung, das heißt, ein spezialisiertes Verzeichnis der bei Frau de Ruyter geraubten Juwelen gefunden. Ich habe Anweisung gegeben, daß die gesamte deutsche Presse mit einer Notiz dieses Inhaltes versorgt wird.“

Der Kommissar erhob sich mit einem Ruck vom Sessel:

„Ist das schon geschehen, Herr Staatsanwalt?“

„Nanu, was haben Sie denn? ... Nee, gemacht ist es noch nicht. Die Notiz soll erst heute herausgehn!“

„Das ist gut.“ Der Kommissar setzte sich wieder. „Denn sehen Sie, Herr Staatsanwalt, auf der so ziemlich entgegengesetzten Maßnahme beruht meine ganze Hoffnung, daß wir den Mörder doch noch kriegen!“

„Wieso?“

„Weil kein Mensch eifriger jetzt die Zeitungen liest wie er! Und weil, wenn er sieht, daß die Steine überall öffentlich bekanntgemacht und beschrieben werden, weil er dann vorläufig gar nicht daran denkt, sie zu verkaufen. In Deutschland verkauft er sie nachdem überhaupt nicht mehr, und das weiß er so gut wie wir beide!“

„Aber er hat doch Geld genug von seinem Raube!“ Dr. Losch sprach schon weniger sicher als vorher.

„Wie lange?!“ sagte der Kommissar. „Und wenn selbst, er wird alles aufbieten, um wenigstens die nicht allzu auffallenden Stücke der Sammlung zu veräußern! Die drücken ihn ... lassen ihm Tag und Nacht keine Ruhe ...“

„Sie meinen also, wir sollen keine Notiz in die Zeitungen geben?“

„Doch ja, aber eine des entgegengesetzten Inhalts! In der Notiz muß stehen: Trotz aller Anstrengungen ist es der Behörde nicht gelungen, ein Verzeichnis der geraubten Edelsteine zu finden. Damit schwände dann beinah' die letzte Hoffnung, des Mörders habhaft zu werden und

auch dieses Verbrechen würde wohl, wie so viel andere, seine Sühne nicht finden.“

Dr. Losch sah den Sprecher durchdringend an:

„Sie sind uns wirklich über ... und dabei ist es doch so furchtbar einfach. Darauf hätte man hier doch auch kommen müssen!“

Dr. Lindenblatt, der von der Anwesenheit Dr. Splitterichts im Gerichtsgebäude gehört hatte, trat ein. Den Kommissar freundlich begrüßend, sagte der Untersuchungsrichter zum Staatsanwalt:

„Eben hab' ich die Notiz verfaßt, Losch, hier ist sie!“

Der Angeredete grinste wie ein Satan.

„Na, dann wickeln Sie man morgen früh Ihre Stulle drin ein, lieber Lindenblatt! Wir Rhinozerosse, pardon, ich Rhinoceros ... hab' mir eben von Dr. Splittericht ein Privatissimum lesen lassen müssen über Verwendung der Presse im Kriminaldienst!“

„Wieso, Herr Doktor?“ wandte sich der Untersuchungsrichter an den Kommissar.

Der erklärte seine Ansicht und sagte, auch er wäre erst durch die allerdings verfehlte Art der geplanten Notiz auf die Idee gekommen, in den Zeitungen solchen Köder für den Mörder auszuwerfen. Deshalb sei sein Verdienst nicht größer als das der beiden anderen Herren.

„Und wenn er nicht drauf beißt, auf Ihren Köder, Herr Doktor?“ lächelte Dr. Lindenblatt.

Der Staatsanwalt rang die Hände:

„Untersuchungsrichter! Menschenkind! Sie verlassen uns ja schon wieder! Bleiben Sie doch da!“

„Wieso denn?“

„Na, man kann doch nicht eine gute Idee deshalb unterdrücken, weil sie vielleicht doch keinen Nutzen bringen wird!“

„Gewiß nicht, lieber Losch! Aber als Jurist und Psycholog bin ich berechtigt und sogar verpflichtet, auch die andere Möglichkeit in Rechnung zu ziehen! Das ist ja gerade der Fehler von uns Strafrechtlern, daß wir alles nur von uns aus betrachten ... Na, lieber Losch, sagen Sie selbst: gerade die Staatsanwaltschaft, kennt die überhaupt einen anderen Standpunkt als ihren eigenen?“

„Wir sind gleich auf dem Monde!“ stöhnte Dr. Losch, dem Kommissar, der sich den Herren empfahl, die Hand reichend. „Also die Notiz geht heute noch an die großen und morgen oder übermorgen an alle kleineren Blätter!“ –

Von Dramburg war der Kommissar dann nach Breitenberg gefahren, um noch einmal den Maler mit sich nach Berlin zu bitten.

Der kam ihm entgegen, wie ein junger, strahlender Sieger:

„Sie, lieber Herr Doktor, sind der erste, der mein Glück erfahren soll! Ich habe mich mit meiner Kusine verlobt! ... Da ist sie, meine geliebte Braut!“ Er lachte glücklich, während Thekla lächelnd wie eine Rose glühte.

„Da werden Sie mir am Ende böse sein!“ meinte Dr. Splittericht nach seinem von Herzen kommenden Glückwunsch, „wenn ich Ihnen Ihren Bräutigam für einen Tag entziehe, gnädiges Fräulein?“

„Am Abend kommt er doch wieder?“ sagte die Glückliche, ihres Liebsten Hand haltend.

„Aber ja, gnädiges Fräulein, Sie dürfen unbesorgt sein! Ich will nichts weiter, als daß Herr de Ruyter bei uns im Erkennungsdienst ein paar Photographien betrachtet, die jetzt noch in der

Mordsache eingegangen sind. Wir tauschen nämlich dauernd mit den fremden Polizeien diese Bilder aus.“

„Ja, und denken Sie, Herr Kommissar,“ sagte Thekla, „gestern war Tante zum ersten Male bei vollem Bewußtsein und ganz wach ... Da hat Professor Wildner erlaubt, daß Wolf“ – sie sah ihren Verlobten dabei so selig an, wie nur eine Braut blicken kann –, „daß Wolf zu ihr hineinging ... Und wie sie ihn sieht, macht sie die Augen ganz groß auf und sagt voll Freude:

„Jan Stark!“

Sie glaubte, daß es mein Onkel wäre ... Aber dann schlief sie wieder. Und Wolf mußte aus dem Zimmer ... Sie darf ja nicht die geringste Aufregung haben ... Ich hatte schon fast Angst, daß sie sich erschrecken würde. Er sieht doch meinem verstorbenen Onkel so sehr ähnlich!“

Sie blickte ihren Liebsten abermals an und er sie ...

Da empfahl sich der Kommissar: er habe noch zu tun; Herr de Ruyter möchte nur rechtzeitig auf dem Bahnhof sein!

Die Verlobten gaben dem Gast das Geleit. Der Kommissar sah mit einem ganz kleinen Wehgefühl, wie die beiden, noch ehe die Tür sich hinter ihm schloß, schon wieder nur mit sich allein waren ... Für Augenblicke tönte es wie ein Klang von Neid in dem Einsamen auf ... Aber draußen die Straße, der Anblick des grauen Hauses, in dem die menschliche Bestie bis zum todbringenden Sprung gekauert hatte, und die ewig spürenden Ideen des Polizeimannes löschten jedes zärtliche Empfinden in Dr. Splitterichts Seele schnell aus. Er ging durch die Stadt, aß mit gutem Appetit im Hotel Waldfrieden, wo Herr Matthias Claudius es sich nicht nehmen ließ, persönlich für seine Bedürfnisse zu sorgen, und fuhr am Nachmittag mit Wolf Stark de Ruyter nach Berlin.

Auf dem Polizeipräsidium, in den großen Räumen, wo hohe Regale voller schwarzbelebter Pappkästen, in denen sich Tausende von Verbrecherporträts befinden, das sogenannte „Album“ darstellen, sah der Maler in Dutzende von konfiszierten Gesichtern. Aber das in ihm wohnende Bild war unsicher geworden und nach jener Nacht in der „Schmetterlingsschlacht“ immer mehr zerflattert. So mußte er ohne Resultat von Dr. Splittericht Abschied nehmen, der ihm nochmals Glück wünschte – und ihn bat, eine herzliche Empfehlung an die junge Braut auszurichten.

Der Kommissar war ein Mensch, den Mißerfolge nur zu erhöhter Anstrengung spornten. Er prüfte von neuem, was er wirklich wußte und zuverlässig erfahren hatte. Und da kam er immer wieder auf jenes Gespräch mit dem alten Einbrecher in Hansens Austernkeller zurück. Der hatte den Mörder gekannt und hatte ihn auch noch kurz vor der Tat in Berlin gesehen. Da stimmte alles, besonders die Momente, die Lensulski, als er zum erstenmal mit Braun sprach, noch gar nicht hätte wissen können, wenn sie ihm der Verschwundene nicht mitgeteilt hätte. Die alte Dame ... die Edelsteine ... der Neffe ...

Und dieser Mensch, von dem Lensulski sprach, war Sachse nach seinem Dialekt und hatte in Waldheim gesessen. Er war auch vom Lande ...

Mit seinem außerordentlich sicheren Instinkt fühlte der Kommissar, daß hier der Drehpunkt all seines weiteren Suchens liegen müsse ...

Er fuhr also nach Leipzig und forschte bei der dortigen Polizeibehörde – umsonst!

Jetzt war er auf der Reise nach Dresden, um dort dasselbe zu tun.

Er fuhr zweiter Klasse. Allein im Abteil. Aber das Nebencoupé hatte oben den bekannten Durchlaß. Und nebenan waren zwei Männer in einem Gespräch, das den Kommissar außerordentlich interessierte.

Die beiden Leute, die sich da unterhielten, schienen Händler zu sein, vielleicht auch nur Geldleute, die sich mit sogenannten „Unter-der-Hand-Geschäften“ befaßten. Der eine sprach davon, daß die Scheine – er meinte offenbar Pfandscheine – vom Königlichen Leihamt sein müßten, denn „jeschobene Sachen“ kaufe er nicht. Der andere erwiderte, man könnte das nicht immer so genau nehmen. Gerade morgen wollte er nach Zwickau, da träfe er sich mit jemand, der ihm eine Partie Diamanten angeboten hätte.

Der erste, wahrscheinlich eine mehr mißtrauische, vorsichtige Natur, meinte, man müsse sich bei solchen Geschäften doch sehr in acht nehmen. Schließlich käme man noch wegen Hehlerei ins Gefängnis! Aber sein Reisegenosse hatte weniger Skrupel: wenn der Verkäufer sich genügend ausweisen könnte, durch richtige, gestempelte Papiere, wer wollte ihm etwas?

Beide aber waren sehr erstaunt, als in Döbeln ein Herr zu ihnen ins Abteil stieg und sich unter Vorweisung seiner Erkennungsmarke als Kriminalkommissar aus Berlin legitimierte, der die Ermächtigung der Leipziger Behörden zur Ausführung von Polizeimaßnahmen in Sachsen bei sich führte. Doch Dr. Splitterricht beeilte sich, diesen ersten, sichtlich niederdrückenden Eindruck, den seine Vorstellung auf die beiden Herren machte, wieder zu verwischen.

Nicht daß er etwa die Absicht habe, ihnen geschäftliche Schwierigkeiten zu machen, oh, keineswegs! Im Gegenteil, er möchte ihre Hilfe erbitten in einer Sache, die von größtem, allgemeinstem Interesse wäre. Und er skizzierte die Breitenberger Mordaffäre, von der die beiden Sachsen durch die Zeitungen schon Kenntnis hatten.

Besonders der eine, Herr Wehnchen aus Zwickau, interessierte sich ungemein. Und als Dr. Splitterricht erwähnte, daß die ausgesetzte Belohnung von dreitausend Mark nur Privatleuten, und zwar in erster Reihe dem zufallen würde, der die Ergreifung des Täters in irgendwelcher Form veranlaßte, da war der Herr aus Zwickau Feuer und Flamme! Der Doktor-Kommissar lächelte nach seiner Art. Dann setzte er Herrn Wehnchen seinen Plan auseinander, der einfach darin bestand, daß der Sachse in einer Reihe von großen und kleineren Zeitungen Inserate aufgeben sollte, des Inhalts: Er kaufe Schmucksachen, Pretiosen, Juwelen und Goldsachen.

„Nu, däs du’ ich doch immer!“ sagte der Zwickauer, dessen Mienen nicht eben Bewunderung für den Ideenreichtum des Kommissars ausdrückten.

Dr. Splitterricht antwortete nicht direkt. Er sagte:

„Ich habe mir eine derartige Annonce schon zurechtgelegt ... Sie hat, wie Sie gleich sehen werden, einen kleinen Pfiff ...“

Er nahm ein Notizbuch hervor, blätterte und las:

„*Unter der Hand!*

kauft Edelsteine, Schmucksachen,
Gold und Silber von Privatleuten,
auch aus Nachlässen und anderen
diskreten Veranlassungen (Mas.) –

so, nun setze ich noch den Namen hinzu:

Eduard Wehnchen, Zwickau“.

Die beiden Sachsen sahen den Kommissar aufmerksam an. Endlich faßte der Meißner Herr seine Ansicht in die Worte. „Däs is ’ne Schieberannonce!“

Wehnchen jedoch erhob schlaue den Finger:

„Aber was heeßt Sie d’n zum Schluß: ‚Mas‘?“

Dr. Splitterricht sah ihn aufmerksam an, den Herrn aus Zwickau. Er hatte ihn ein ganz klein

wenig in Verdacht gehabt, daß diese an sich so harmlose Silbe dem, für den sie bestimmt war, ohne weiteres klarmachte: hier bot sich ein schlauer Hehler für vorkommende Fälle den Rittern vom Stegreif an! Dieses „Mas“ hieß eigentlich „Masematten“, was vom Rotwälsch ins Deutsche übersetzt „Diebstahl“ bedeutet. –

„Ich habe“, setzte Dr. Splitterricht hinzu, „das nicht etwa selber erfunden – nein. Ich las einmal vor Jahren solche Annonce. Die fiel mir auf und beim Nachspüren stieß ich auf einen der gefährlichsten Hehler des Kontinents ...“

„Und wär trägt das Risiko, ich meine, wär bezahlt die Annongsen?“ erlaubte sich der geschäftstüchtige Freund des Herrn Wehnchen zwischenzufragen. Worauf gleich von diesem das Echo kam:

„Jo, wär bezahlt se?“

Als Dr. Splitterricht die Geschäftsfreunde über diesen Punkt beruhigt hatte, war Wehnchen ganz gewonnen. Noch am selben Tage lancierte er in Dresden die Inserate zur wiederholten Aufnahme in eine Anzahl von Blättern, von denen dies oder das dem Verbrecher, wenn anders er überhaupt Zeitungen las, vor Augen kommen mußte.

Das war an einem Montag gewesen. Dr. Splitterricht hatte allerlei Forschungsreisen unternommen und kehrte am Sonnabend zurück nach Leipzig. Da hörte er im Hotel: vor einer Stunde sei ein Herr dagewesen, der wiederkommen wollte. Er hatte seine Karte dagelassen: „Eduard Wehnchen aus Zwickau.“

Gleich danach trat er selbst ein. Mit glücklichem Schmunzeln übergab er dem Kommissar einen Brief.

Der las:

„Sehr geehrter Herr!

Auf Ihr Inserat im „Zwickauer Boten“ gestatte ich mir, Ihnen hierdurch näher zu kommen. Ich habe die Absicht, einen Teil des seit Jahrhunderten in unserer Familie befindlichen alten Familienschmuckes, bestehend hauptsächlich aus Edelsteinen, Brillanten usw., zu veräußern. Ich möchte aber deswegen weder nach Ihrem Heimatsort Dresden, wo ich als Sproß eines alten Geschlechtes, besonders bei Hofe sehr bekannt bin, kommen, noch will ich die Angelegenheit auf meinem Schloßbesitz in Böhmen ordnen. Ich möchte überhaupt am liebsten ganz inkognito bleiben. Wenn Sie jedoch verlangen, bin ich auch bereit, Ihnen vollgültige Papiere, die über meine Person Aufschluß geben, mitzubringen. Ich halte es nämlich für am besten, wenn wir uns an einem neutralen Orte treffen, und ich schlage dazu Zwickau vor. Vielleicht den „Österreichischen Hof“. Dort würde ich dann ein Zimmer nehmen, wo wir in Ruhe alles abmachen können. Sie würden von mir sehr vorteilhaft und preiswert kaufen, es sind alte, sehr wertvolle Steine. Schreiben Sie mir bitte umgehend, wann und ob wir uns an dem angegebenen Platz treffen können.

Mit Hochachtung
Franz Baron v. Bartenfeld.

N. B. Ich gebe das Schreiben aus den schon angedeuteten Gründen nicht in meiner Heimat (Österreich), sondern jenseits der Grenze in Deutschland auf.

D. O.“

Der Kommissar las den Brief mit größter Aufmerksamkeit. Er las ihn zweimal. Und je mehr er beim Überlesen dachte, desto stärker ward die Zuversicht in ihm: Der größte und erfolgreichste Detektiv aller Zeiten und Länder, ohne den auch der beste Kriminalist nichts

vermag, ist und bleibt der Zufall. Man hat nur nötig, ein wenig intelligent und fleißig zu sein und sich geduldig da aufzuhalten, wo er einem entgegenkommen kann!

Der Brief, den er in der Hand hielt, das heißt, der Briefbogen, zeigte weder Ort noch Datum; aber der Umschlag, der ließ, zum Glück deutlich erkennbar, den Poststempel „Schönweida“ sehen.

Für den Kommissar bestand kein Zweifel, daß die angebliche österreichische Heimat des Briefschreibers erfunden und sein wirklicher Wohnort dieses Schönweida oder höchstens ein Nachbardorf wäre.

Denn nach einem „alten Adelsgeschlecht“, das über „Familiendiamanten“ verfügte, sah der Brief ganz und gar nicht aus. Er war auf einem doppelten Quartbogen kleinblaukarierten, minderwertigen Papiers geschrieben und recht formlos in ein viel zu kleines Kuvert hineingekniffen.

Außerdem bemerkte der Kommissar, als er das Blatt unter die Lupe nahm, eine Menge kleiner, stumpfer Flecken auf dem satinierten Glanz des Papiers – es sah aus, als habe der Schreiber stark darüberhin gehustet.

„Sie gestatten, daß ich den Brief an mich nehme“, sagte der Kommissar, Blatt und Umschlag einsteckend.

„Darüber hinaus habe ich noch ein Interesse. Bei dem Verkauf oder vielmehr beim Ankauf der Steine durch Sie ... da möchte ich zugegen sein. Ich glaube sogar, es ist in Ihrem eigensten Interesse, daß Sie bei diesem Geschäft eine zuverlässige Person an der Seite haben ...“

Herr Wehnchen wurde ängstlich.

„Was meenen Sie, mei Härr, da dät ich Sie amende besser dran un wärde kanz un kar von dem Keschäft absähn?“

Der Kommissar schüttelte den Kopf:

„Damit würden Sie mir, respektive der Öffentlichkeit einen schlechten Dienst erweisen. Es handelt sich hier um einen schweren Verbrechen, der uns sicher ins Garn geht, wenn wir die Sache richtig anfassen!“

„Ja, aber hären Se, mei kutester Härr Grimmenalgommissar, da wär ich Sie amende noch selbst bei um mei armes Läbeken gommen?!“

„Seien Sie unbesorgt, in meiner Gesellschaft geschieht Ihnen nicht das geringste!“

„Un wänn'r nu schießt! Sie genn doch die Guckel ooch niche uffhalten!“

„Aber selbst schneller schießen, als der Verbrecher, das kann ich!“ sagte der Doktor-Kommissar und ließ einen Augenblick seinen Browning sehen.

„Lassen Se stecken, Herr Gommissar! ... lassen Se stecken! Mer gann nie nich wissen, ob so ä Schießzeich nich losjährt! ...“

XV.

Und nun saß der Kommissar abermals im Eisenbahnwagen. Diesmal fuhr er durch die Obstgegenden Sachsens, wie durch einen schimmernden Blütengarten, nach der österreichischen Grenze. Draußen war es warm und goldig, wie jetzt alle Tage. In dem vollen Zug lachten und schwatzten die Leute in dem singenden Tonfall dieser Landschaft, weil ihnen bei all ihrer Mühe und Arbeit der Frühling mit seiner fast sommerlichen Wärme das Blut leicht und hurtig machte.

Auch der Doktor-Kommissar war mit sich und den Dingen zufrieden. Seine Kalkulation hatte bis jetzt hervorragend gestimmt.

Am Tage nach ihrem Zusammentreffen im Bahnabteil war er mit Herrn Wehnchen nach Zwickau gefahren und beide waren im „Österreichischen Hof“ abgestiegen. Es war abgemacht, daß der Geschäftsmann den Doktor-Kommissar als guten Bekannten und Sachverständigen in Edelsteinen vorstellen sollte, ohne dessen Rat er nicht kaufen könne.

Im Hotel fragte Wehnchen den Kellner nach dem Baron v. Bartenfeld und sie wurden sogleich auf das Zimmer des Herrn geführt, der, wie der Kellner sagte, schon seit dem Vormittag auf sie wartete:

„Allerdings hat'r nur von eenen Härn kesprochen!“

Der Befrackte hätte dem Doktor-Kommissar das Zimmer des „Herrn Baron“ nicht zu zeigen brauchen, hohl und schrecklich klang der Husten des Lungenkranken durch die Tür.

Als Dr. Splittericht und Wehnchen nach kurzem Anklopfen eintraten, stand der drin an einem offenen Koffer, den er jetzt schnell zuklappte. Deutlich sah der Kommissar den raschen Griff nach der hinteren Beinkleidtasche – der Bursche war also bewaffnet!

Der Sachse schien davon gottlob nichts bemerkt zu haben. Er nahm sich recht unbefangen, stellte sich richtig und seinen Bekannten als Herrn Neuhäuser aus Berlin vor, der ihn beim Ankauf der Steine mit seiner Erfahrung und seinem Rat unterstützen wolle.

Dem Insassen des Zimmers mochte das plausibel scheinen. Das Mißtrauen verschwand von seinem zerfurchten und fahlgelbem Gesicht mit den roten Flecken, die beim Eintritt der beiden Herren auf den Backenknochen hell aufgebrannt waren.

Daß da ein Schwindsüchtiger stand, ein Mensch, dem nur noch eine kurze Zeitspanne auf Erden vergönnt war, das sah jeder. Und trotzdem war noch eine wilde, sprunghafte, gefährliche Energie in den unheimlichen Zügen zu lesen. Man konnte sich von diesem Todeskandidaten sicherlich die bösesten Dinge versehen, wenn man ihm zu Leibe ging.

Doch das war vorläufig nicht des Doktors Absicht. Er selbst hielt sich, seiner Rolle nach, in einer bescheidenlichen Reserve und gab seine Ansicht, wenn ihn der Meißner Herr befragte, vorsichtig und in einer Weise zu erkennen, als läge ihm alles daran, dem Verkäufer nicht wehe zu tun.

Der hatte, wie Dr. Splittericht richtig vorausgesehen, nur etwa ein Dutzend Brillanten mitgebracht, wertvolle, aber nicht eben kostbare Stücke, von denen die Sammlung doch genügend enthielt.

Nun fragte Herr Wehnchen, verabredungsgemäß, ob denn der Herr Baron nicht noch andere Steine hätte. Ihm läge weniger an Brillanten als an Rubinen und Smaragden. Auch schöne Saphire könne er gut verwenden.

„Sind Sie d'n Goldschmied?“ fragte der andere mit offenbarem Mißtrauen.

„Nee,“ sagte der Sachse gemächlich, der wenig Gefühl für die Spannung der Situation zu haben schien, sonst hätte er's wohl längst mit der Angst gekriegt, „nee, ich bin Sie nämlich bloß Händler uff den Kepiede ... aber ich stähe mit sehr viel Koltschmiete in V'rbindung!“

Der vorgebliche Baron, ein durch seine Krankheit – wie konnte das anders sein! – sichtlich schwer nervöser Mensch ließ sich durch die zutrauliche Art des Meißners täuschen. Er besäße in der Tat noch mehr Steine, auch Rubinen und Smaragden wären darunter, aber das seien ungemein wertvolle und besonders teure Stücke. Wenn die dem Herrn Wehnchen nur nicht zu kostspielig sein würden!

„Ei Chott bewahre! Da hamm'r schon chanz andere Sachen chekooft! ... Uff'm Jelde, da gann's nie nich angommen! ... Däs is da! ... Und wenn wir's nich haben, dann hat's äben ä anderer! Äner hat's immer!“

Über diese unbestrittene Wahrheit mußte der Schwindsüchtige lachen, aber die kranke Lunge quittierte den Reiz sofort mit einem bösen Anfall, der den „Baron“ zwang, sich niederzulassen.

„Sie ham woll'n Husden?“ fragte Herr Wehnchen, und da mußte selbst der Doktor-Kommissar lächeln.

Der andere erholte sich. Er stöhnte beim Reden:

„Verdammt noch mal! Ja, der verfluchte Katarrh ... immer, wenn's so heiß ist draußen! ...“

Nun fragte der Händler nach der Legitimation des Verkäufers.

Dr. Splittericht war gespannt, wie sich der Verdächtige aus der Affäre ziehen würde. Jetzt wieder, wie schon früher stieg der Verdacht in ihm auf, daß jener vielleicht ein neues Verbrechen plane; daß er, wenn der Käufer ihm Schwierigkeiten machte, auch den um die Ecke bringen und berauben wolle. Und tatsächlich erwies es sich später, daß der Verbrecher über keinerlei auf den Namen eines Barons v. Bartenfeld lautende Ausweispapiere verfügte.

Wie die Inkarnation des Bösen stand der ziemlich große und breitschultrige Geselle mit der eingefallenen Brust, ein wenig vornüber sinkend am Tisch. Sein lauernes Auge griff nach dem Händler. Er nahm seine Briefftasche aus der Tasche, tat so, als wolle er Papiere heraussuchen, klappte sie dann aber wieder zu und legte sie auf den Tisch neben sich:

„Das mit der Legitimation hat ja noch Zeit, wenn das Geschäft perfekt ist ...“

Nun wurde über die Preise der einzelnen Diamanten gesprochen. Und da mußte Dr. Splittericht sich über die gute Fachkenntnis des Verbrechers wundern. Er selbst hatte sich aus beruflichem Interesse wie aus Liebhaberei vielfach mit diesen kostbarsten Produkten der Mutter Erde beschäftigt und wußte daher mit ihrem Wert Bescheid. Daß es sich bei den hier vorgelegten Juwelen um Stücke aus der Sammlung de Ruyter handelte, war für ihn erwiesen: es befand sich nämlich unter den Steinen eine sogenannte Dublette, ein Brillant, dessen oktaedrische Form aus zwei gleich geschliffenen Pyramiden, die mit der Grundfläche aneinanderged kittet sind, gebildet wird. Eine Fälschung, durch die sich kein Kenner täuschen läßt, die aber den Wert der beiden ziemlich wertlosen „Rosen“, die zur „Dublette“ benutzt werden, einem Unkundigen gegenüber erheblich steigert.

Dr. Splittericht, der nach Sachverständigenart die Brillanten einen nach dem anderen unter die Lupe brachte, stellte das sofort fest. Er sah auch die winzig kleine Fliege, die gewiß versehentlich mit eingekittet war, zwischen den beiden Rosen – ein Umstand, dem das an sich ziemlich wertlose Juwel wohl allein die Ehre verdankte, in einer so illustren Gesellschaft glänzen zu dürfen. Und dieses, mit dem bloßen Auge kaum sichtbare Insekt, das im Katalog der

Sammlung erwähnt war, gab dem Kommissar die Sicherheit, daß er den Richtigen vor sich habe.

Was Herr Wehnchen an Preisen bot, war sehr wenig, und man sah, wie der „Baron“ sofort wieder in eine cholerische Erregtheit geriet. Für Rubinen und Smaragden könne er mehr anlegen, meinte der Händler, Brillanten wären massenhaft am Markt und brächten absolut kein Geld!

Herr Wehnchen, der bei dieser Gesprächsdrehung zweifellos einem sicheren und gewohnten Instinkt folgte, hatte es so gar nicht schwer, natürlich zu erscheinen.

Wahrhaftig! Der Totenschädel mit seiner gelbgrauen Maske, in dem die Augen so tief und hohl verloderten, verhieß nichts Gutes für den Händler, wenn der sich jetzt allein mit ihm befunden hätte! So trennte man sich mit dem gegenseitigen Versprechen, am Ende der Woche von neuem hier zusammenzutreffen.

„Un dänne machen w'r uns'r Geschäft! Da genn' Se druff ab, Härr Paron! ... Uff Wietersähn! Athjeh!“

Die Tür schloß sich hinter dem Privatier und dem Polizeimanne. Warnend legte Dr. Splittericht den Finger an die Lippen, sonst hätte der mehr als harmlose Sachse noch auf der Schwelle gerufen:

„Nu, was meenen Se, Herr Gommissar, is ersch?“

Auch unten beantwortete Dr. Splittericht die Frage nicht direkt. Er dankte Herrn Wehnchen für seine Hilfe und versprach ihm einen Teil der ausgesetzten Belohnung, wenn sein Verdacht sich bewahrheiten sollte. Die Zusammenkunft am Sonnabend im „Österreichischen Hof“ hätte er auf keinen Fall mehr nötig wahrzunehmen. Dagegen möchte er die Güte haben und, wenigstens vorläufig, über die ganze Angelegenheit schweigen!

Herr Wehnchen versprach's. Ob er sein Versprechen halten würde, bezweifelte der Doktor-Kommissar. Ihm oder dem, was er jetzt vorhatte, konnte aber auch die Schwatzhaftigkeit des Meißner Herrn nicht mehr viel schaden! ...

Und jetzt fuhr Dr. Splittericht in demselben Zuge, den der Mörder zur Heimreise benutzte.

Ein Abend voll milder, köstlich reiner Luft lag über dem sächsischen Frühlingsland ...

Gellendes Pfeifen, und der Zug hielt.

Aber es war nicht Schönweida. Die Station hieß Silkorum und lag eine halbe Wegstunde von des Doktors Endziel entfernt. Da war es nötig, dem Mörder dicht auf den Hacken zu bleiben, sonst konnte er wohl noch im letzten Augenblick entwischen! Der Kommissar hätte ihn ja längst verhaften können! Aber wer weiß, er war am Ende wirklich jener „Packscher“ mit dem weichen „P“ aus dem Zuchthause Waldheim! Da war es nicht ausgeschlossen, daß er auch diesmal seinen wahren Namen verheimlicht hätte und daß man später nicht imstande war, diesen Namen und den eigentlichen Wohnort des Verbrechers festzustellen! Dann wären sein Schlupfwinkel und die Edelsteinsammlung unentdeckt geblieben, und die Aufgabe des Kommissars war nicht restlos gelöst. Nein, halbe Arbeit machen, das war nicht des Doktors Sache; selbst wenn sein persönliches Risiko sich dadurch vielleicht etwas verringerte.

Und so stieg auf der Station Silkorum hinter dem „Herrn Baron v. Bartenfeld“ ein sächsischer Landbewohner, wenigstens ein Mann in blauer Leinenbluse und Drillichhose, die Kiepe auf dem Buckel und den grünen Lodenhut auf dem schmalen Kopf die Stufen der Bahntreppe hinab und pilgerte mit noch anderen Eingeborenen durch den hellen Schein der abendlichen Maisonnie die Straße, die lange Straße hinauf, an der rechts und links die Pflaumenbäume gerade verblühten.

Als der „Herr Baron“ in einem starken Hustenanfall stehenbleiben mußte, ging gesenkten Hauptes, die Arme über der Brust verschränkt, der Kiepenträger an ihm vorüber, schritt schneller

aus und erreichte die Krugwirtschaft am Eingang des Dorfes Schönweida, über deren Tor ein grüner Kranz schaukelte, weit eher als jener.

So konnte er denn, als der „Baron“ unter dem Fenster vorbeiging, schon die Krügerin in gutem „Kaffeesächsisch“ fragen:

„Nu sogen Se emol, wär is denn nur der feine Härr da? Där is Sie sogär ärschter Glasse chefahren!“

Da erfuhr Dr. Splittericht von der Wirtin beinahe alles, was ihm zu wissen nottat:

„Där? ... Där Bumml'r? ... Där is ärschter Glasse chefahren? Na, wo hot'r 'n dazu 's Jeld här? Där had doch nischte nich! ... Chesessen hat'r in Waldheime, im Zuchthaus! Na jo! Un denn is 'r wech chewäsen, übers chroße Wasser, in Amerika! Nä, wissen Se, den gennt hier jades Gind! Däs is den alten Gesser sei Sohn!“

„Gesser?“ fragte der mit der blauen Bluse.

„Nu ja! Gesser mit'n harten G! wär d'n sonst! Där hat schon chestohlen, wie är noch so ä chanz gleeenes Berschchen war! ... Denn hat'n sein Voder rausgeschmissen aus'n Hause und dann hat er nebenan einchebrochen, bei Heitmillern! Un do is'r 's ärschte Mol ins Gittchen chegommen! Und denn, wie er die Blumentöpfe chestohlen hat, 's zweete Mol!“

„Blumtäpfe hat'r ooch chestohlen?“

„Nu jo! ... bei Chärtner Treppchen ... un nu frog' ich Sie, wozu stiehlt err so was! Däs is doch die reene Bosheit! ... Was will'r denn mit de Blumteppe?“

Der Doktor-Kommissar mußte an sein eigenes Schauen denken, unwillkürlich sagte er:

„Däs war nachts, niche? ... Bei der Wassermiehle?“

Die Frau sah ihn groß an.

„Njo! Wohär wissen Sie denn das? Sind Sie d'n ooch aus unserer Chächend?“

„Nä, dös bin ich niche ... aber ich hab mal so was von änen chehört!“

Hernach bestellte der Kommissar zu essen und zu trinken und legte sich bald schlafen. Er war nach den letzten vierzehn Tagen, da er wenig aus den Kleidern gekommen war, der Ruhe recht bedürftig.

Am nächsten Morgen war der Kommissar schon um vier Uhr auf den Beinen. Er ging schnell durch das Dorf und kam oben an der Wegbiegung, wo sich hinter dem Pastorenhaus auf steil ansteigendem Hügel die Kirche mit ihrem spitzen Turm ins Sonnenlicht hob, über die Mühlwehrbrücke. Links lag der Mühlteich und hinter dem, der Höhe zu, ragten prachtvolle alte Bergtannen im leuchtenden Schmuck ihrer Frühlingstriebte tiefdunkelgrün ins Blaue. Das war alles ganz jenem Bilde gleich, das der Doktor-Kommissar im wachen Traum geschaut hatte. Vielleicht auch nur ein Zufallstreffer zwischen der unendlichen Fülle von Erinnerungsbildern, die ein Mensch in vierzig Lebensjahren in sich speichert ... vielleicht ...

Rechts, wo der Steig wieder abwärts führte, wo an das lichte Stangenholz der Fichten sich Feld und Wiese schloß, mußte nach der Beschreibung der Krugwirtin der Bauer Heinrich Kesser wohnen. Es war, wie die Frau gesagt hatte, ein alter Mann, der außer diesem verlorenen Sohn nur noch eine Tochter besaß, an einen Mechaniker verheiratet, der auf der nahen Braunkohlengrube arbeitete. Der Alte hatte sein Besitztum verpachtet. Vom Kummer um seinen einzigen Sohn durch die Kette der Jahre ganz zermürbt, sei er fast stumpf geworden, halte sich fast immer im Hause und rede am liebsten mit keinem Menschen. Es sei einfach nicht zu erklären, wie der sein Lebenslang fleißige und brave Mann zu solchem Kinde komme.

Als der Kommissar in den Hof des kleinen Anwesens trat, ging die Tochter, ein stattliches,

blondes Weib, das hochschwanger war, gerade mit dem Eimer in den Stall, um die Kuh zu melken.

Dr. Splitterricht grüßte und fragte, ob sie Frau Sasse wäre – den Namen hatte er ebenfalls von der Krugwirtin.

Über das wohlgebildete frische Gesicht der vielleicht Dreißigjährigen glitt ein schwerer Schatten. Die blauen, guten Augen in voller Angst auf den Kommissar gerichtet, sagte sie sofort:

„Däs is woll wäjen unsen Heinrich, daß Sie gommen?“

Mit einem Blick auf ihren gesegneten Leib bat sie der Kommissar, vor allen Dingen an sich selbst zu denken und Fassung und Ruhe zu bewahren. Was er sagen müsse, sei schlimm, doch wären sie und ihre Verwandten durch all das Geschehene wohl vorbereitet, auch auf das Allerschlimmste!

Sie weinte doch, aber sie versprach, sich zu beherrschen. Als sie dann hörte, daß jener Mensch, von dem sie selbst sagte, daß sie ihn längst nicht mehr als ihren Bruder betrachten könne – als sie hörte, er stehe unter dem Verdacht des Meuchelmordes, da schluchzte sie laut auf, sank auf eine kleine Holzbank am Stall zusammen und klagte immer wieder:

„Ach! 'ch hob's jo chewußt! 'ch hob jo chewußt, daß 's noch emol so gommen werd!“

„Wo ist er jetzt?“ fragte der Kommissar, etwas unruhig, daß der Verbrecher nicht etwa aus einem Fenster die Szene mit ansähe und sich heimlich davonmachte.

„Chestern abend, wie er chekommen is, da hot er sich incheschlossen. Er is Sie nämlich schwär krank!“

„Ich weiß ... aber wenn auch ... Führen Sie mich bitte gleich in seine Kammer. Wo schläft er denn?“

„Do oben! ... In der Chiebelstube! Aber die licht hinten naus. Von do gann 'r uns niche sähn! ... Ach, Herr Gommissar, är is jo so krank, die chanze Zeit über chat er chelägen ... un denn reißt'r wech vor zwee Wochen un wie'r wietergommt, da is'r chanz verstört chewesen und hat sich Dach un Nacht incheschlossen. Geener hat Se mähr rinderfen in seine Gammer, iche nämlich ooch nich! Mir hat'r ieberhaupt immer nach'n Läben chedrachtet. Er wollt' mir verchiften, sagt'r! ... Un von klenn uff! ... Er war noch nich zwelf Johre, da hat'r unsen Vader sei Cheldspinde uffchemacht ... un is nach Berlin chefahren. Un denn immer weiter, un wie er nachher in Waldheim chewäsen war, won wechen Raubanfall, da war er chanz verdorpen! Da hat er bloß immer noch von Mord un Blut chefaselt! ... Un er würde de Welt noch zeichen, was er gennte ...“

„Halten Se eine Zeitung, Frau Sasse?“

„Eicha! ... Sie wolln wissen, Härr Gommissar, ob'r drin cheläsen hat, der Heinrich? Jo, däs hat'r! Aber immer bloß heimlich, wenn'n geener nich beobachten dat ... un wie ich von den Mord cheläsen habe, Herr Gommissar ... Ach, ich kannt'n ja doch! Ich kenn'n ja lange!“

Sie schluchzte laut auf. Der Kommissar beruhigte sie von neuem und bat sie, ihn hinaufzuführen.

Sie schüttelte den Kopf:

„Är wird nich uffmachen!“

Dr. Splitterricht kletterte hinter der Frau eine schmale Stiege hinauf. Die rechte Hand am Browning, der in der Jackettasche steckte, wartete er, als die Frau an der rohen Holztür rief:

„Heinrich! Heinrich! Du sollst uffmachen!“

Keine Antwort kam.

Der Kommissar dachte:

„Sollte er doch etwas gemerkt haben und fort sein?“

Er griff an der Frau vorüber an die Klinke, drückte den eisernen Griff nieder und drängte sich gleichzeitig an dem jungen Weibe vorbei, so mit seinem Körper die sich widerstandslos öffnende Tür verstellend.

Seine Ahnung, ein schlimmer Anblick wartete seiner, hatte ihn nicht betrogen: mitten in einer großen Blutlache lag der bis aufs Hemd entkleidete Verbrecher, regungslos. Er lag, ganz ähnlich jenem andern, den er als Werkzeug zu seiner Freveltat benutzt und dann umgebracht hatte, auf Brust und Bauch, die Beine unter dem Hemd ein wenig angezogen, daß er klein und unförmig erschien.

Aber dieser hier hatte nicht durch eigene Hand geendet. Die Würgerin Schwindsucht, die ihm doch noch Kraft gelassen zu so tückischer Bluttat, hatte ihn niedergerissen und zu den Toten geworfen, wiewohl er noch atmete.

Dr. Splittericht sah sich nach der Schwester des Hingestreckten um. Sie lehnte im Türrahmen, schlohweiß im Gesicht, mit dem hohen Busen tief Atem holend. Die Augen und Lippen weit offen, sah sie starr auf den armseligen Körper im weißen, schauerlich rotbemalten Gewande. Und dann faltete die Frau plötzlich ihre großen, arbeitsharten Hände und betete mit zitternden Lippen:

„Lieb’r Gott, habe Dank, daß es so chegommen is! ... Und laß’n niche wied’r uffwachen!“

Erschüttert sagte der Kommissar:

„Sie müssen sofort einen Arzt rufen! Vielleicht ist noch Hilfe möglich ...“

Die Frau schüttelte heftig den Kopf. Sie sagte aber nichts.

Indem kam’s schlüpfend die Stiege herauf. Ein alter, uralter Mann nach seinem gebeugten Gang, dem schlohweißen Greisenkopf und dem gefurchten Angesicht, das eine traurige Ähnlichkeit mit dem Mörder hatte, wankte in die Kammer.

Einen Augenblick stand er mit erhobenen Händen auf der Schwelle neben seiner Tochter ... Dann sank er langsam hin und rutschte auf den Händen und Knien, rutschte zu dem Bewußtlosen hin, schleifte den gebrechlichen Leib durch das rote Lebensblut des Hingeschmetterten, der sein Kind war ... der mit seinem Leben das des Vaters zerstört und vernichtet hatte und der doch sein Kind, sein einziger Sohn war ...

Er drehte den Liegenden um, daß man das wächserne Gesicht mit den verfallenen Augen und dem vom Mundwinkel rinnenden Blutfaden sah, er nahm den Kopf mit dem schütterten, fahlblonden Haar in seine Arme und murmelte leise, unverständliche Worte ...

Dem Kommissar kamen die Tränen. Er führte die blonde Frau weg von dieser Stätte des letzten Jammers und ging selbst, für einen Arzt zu sorgen.

Der kam ein paar Stunden später und schüttelte den Kopf:

„Das übersteht er nicht ... er wird vielleicht noch einmal aufwachen, aber nur um von neuem Blut zu speien ... Es ist ja nicht das erstemal ... Bei dem vorigen Blutsturz, vor einem halben Jahr, hatte ich ihn schon aufgegeben. Leider, muß man heute sagen, hat er sich wieder erholt ... ja, das war eine Natur von Eisen sonst! An einen Transport ins Gefängnis oder sonst wohin ist gar nicht zu denken!“

Dr. Splittericht ging aufs Telegraphenbureau und depeschierte an Dr. Losch, der noch denselben Abend kam. Aber zu spät. Gegen Sonnenuntergang war der Kranke zum Bewußtsein

gekommen, hatte mit einem grausigen Aufheulen vom Bette herunter wollen und war tot zusammengebrochen.

Die Edelsteinsammlung fand sich in dem großen, gelben Lederkoffer – Dr. Splittericht nickte ihm zu, wie einem alten Bekannten –, ohne ein Manko. In den Briefschaften des toten Mörders hatte man die Beweise für seine Verbindung mit dem falschen de Ruyter, den Kesser seit seiner Rückkehr aus Amerika erpreßt und am Ende zum Verbrechen an der alten Dame gezwungen hatte.

Als sie die Dorfstraße zum Bahnhof hinabgingen, sagte der Staatsanwalt:

„Das haben Sie wirklich genial gemacht, uns vom Gericht bleibt da nichts zu tun übrig ... und ich komme um meine Anklagerede.“

Der Doktor-Kommissar blickte schweigend vor sich nieder, dann hob er im Gehen den Blick, sah den Staatsanwalt aufmerksam an und sagte:

„Ich wünschte, Herr Staatsanwalt, das wäre das Ende aller derer, die man der Gerechtigkeit unter solchen Umständen ausliefern muß! Der menschlichen Gerechtigkeit, mein' ich ... denn von der göttlichen Gerechtigkeit, däucht mir – wissen wir Menschen wenig ...!“

Anmerkungen

[1] amerikanischer Ausdruck für Vagabund.

[2] gut angezogen ist.

[3] wegen Verbrechen gesucht wird.

Wörterklärungen

Achtgroschenjunge: (Polizei-)Spitzel

Amorette: (kleiner) geflügelter Liebesgott

Boudoir: Frisier- und Ankleidezimmer einer Dame

Cheres (Xeres): ein span. Wein

Crayon (frz.): Schreibstift

Demant: Diamant

Diabolus: Teufel (advocatus diaboli: Vertreter des Gegenstandpunkts)

divinatorisch: (hell-)seherisch

Drell: Drillich

Einglas: Monokel

Fauteuil (frz.): Sessel

Fiber: Faser

graß (veralteter Ausdruck): schrecklich, gräßlich

Kiepe: Rückentragekorb

komplizierte Fraktur: Bruch mit Durchtritt des Knochens

Kontravention: Gesetzesübertretung

malitiös (maliziös): boshaft, höhnisch

Maniakale: Wahnsinniger, Süchtiger

Monstrekonzert: Riesenkonzert (d.h. mit großem Orchester)

Physe: Schwindsucht, Lungentuberkulose

Portefeuille (frz.): Brieftasche

Portiere: Türvorhang

Rotwälsch (Rotwelsch): Gaunersprache

Stentorstimme: (sehr) laute Stimme

Taburett: niedriger Stuhl ohne Lehne, Hocker

Tarlatan: feines Baumwollgewebe

Tonbank: Theke, Tresen

zernieren (militär. Ausdruck): einschließen, umzingeln, belagern